Die
Ritter vom Firmament.

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen.

Zweites Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1853.

1. Die Jagd des Königs.

Als wir die Gräfinn von Castelmelhor verließen, war dieselbe entschlossen, die Hilfe der Königinn Mutter in Anspruch zu nehmen, damit der gegen Simon von Vasconcellos ausgesprochene Verbannungs-Befehl, so wie auch jener Befehl, welcher Inez von Cadaval zwang, den Grafen von Castelmelhor als Gemahl zu nehmen, zurück gerufen werde.

Obgleich sich jedoch die Gräfinn an jedem Abende in das Kloster der Mutter Gottes, die gewöhnliche Residenz der Luisa da Guzman, zu begeben pflegte, so blieb es ihr dennoch unmöglich, ihr Vorhaben noch an diesem Tage auszuführen.

Sie liebte ihre beiden Söhne zärtlich.

Der Gedanke, daß Dom Luis sich mit Schande bedeckt habe, versetzte ihrem Herzen einen so schmerzhaften Streich, daß sie von einem heftigen Fieber ergriffen wurde.

So lange die Nacht dauerte, wurde die Wittwe Juao's da Suza von peinigenden Gedanken gefoltert.

Die Zwiesprache mit der Königinn, von welcher sie Rettung und Heil erwartet hatte, erfüllte sie jetzt mit einem bangen Schrecken.

Donna Luisa liebte ihren ältesten Sohn so herzlich und innig!

Sie war so vollkommen unbekannt mit dem Lebenswandel des Königs!

Und sie, Ximena, die Freundinn und Vertraute der Königinn Regentinn, sollte nun mit einem Male deren Ruhe in Leiden umwandeln, sollte die letzten Tage ihres Lebens mit bitterm Kummer erfüllen!

Dieser Gedanke verdoppelte ihr Fieber.

Und dennoch! wer anders, als die Königinn Regentinn, konnte sie gegen den König beschützen?

Da die Gräfinn keinen Weg fand, anf welchem sie diesem grausamen Entweder — Oder zu entfliehen vermocht hätte, so fühlte sie, wie sie den Kopf verlor und ihre Gedanken sich verwirrten.

Die Besorgniß, welche sie in Bezug auf Simon gehegt hatte, war zwar für einen Augenblick durch Baltazar gemindert, welcher ihr angekündigt hatte, daß sich der junge Mann an einem sichern Orte befinde, erwachte aber jetzt mit einer neuen Heftigkeit, mit neuer Lebhaftigkeit und Hartnäckigkeit.

Als der Tag erschien, hatte noch immer kein Schlummer sie erquickt.

Unter Leiden und Gedanken war die ganze Nacht vergangen

Endlich beruhigte sich ihr Fieber.

Sie richtete ein glühendes Gebet an den Himmel und bestärkte sich in dem Entschluß, sich vor die Füße der Königinn zu werfen, indem sie jedoch zu gleicher Zeit sich verhieß, das

Herz der unglücklichen Mutter und Alfons selbst so viel wie möglich zu schonen.

Als endlich die Stunde erschien, zu welcher sie sich in das Kloster da Mai de Deos, zu Deutsch: in das Kloster der Mutter Gottes zu begeben pflegte, da erhob sie sich und setzte sich, obschon sie noch immer sehr schwach war, mit Donna Inez in die Kutsche

Gewöhnlich wurde Donna Ximena, wenn sie aus ihrer Kutsche gestiegen war, sofort zu der Königinn geführt, allein dieses Mal wurde ihr von den Kammerfrauen der Donna Luisa der Eintritt verweigert.

Donna Luisa hatte seit mehren Stunden eine Conferenz mit ihren beiden vertrautesten Räthen und einem Botschafter des Königs.

Die Gräfinn setzte sich in dem Sprechzimmer vor dem Zimmer der Königinn nieder und wartete.

Der erwähnte Botschafter des Königs war kein Anderer, als Antonio Conti di Vintimiglia, welcher das Blanquet ausgefüllt hatte, das er von Alfons erhielt.

Er war jetzt bei der Wittwe Juao's IV. erschienen, um ihr mitzutheilen, daß der König nun seit mehren Monaten volljährig sei und darauf rechne, daß seine Mutter feierlich ihre Autorität als Regentinn niederlegen werde, um ihm, dem Könige, in der üblichen Weise und vor den Großen des Reiches das Siegel und die Krone von Portugal zu übergeben, da es seine Absicht sei, fortan selbst zu regieren.

Als die Königinn den Befehl ihres Sohnes gelesen hatte, war sie anfangs erstaunt, dann entzückt.

Seit langer Zeit hatte sie sich nach dem Augenblick gesehnt,

wo sie das Gewicht der Regentschaft würde von sich wälzen können, um sich dagegen ganz und gar dem Dienste des Herrn zu widmen.

Dennoch glaubte sie, bei einer so ernsten Angelegenheit die Verantwortlichkeit ihres Entschlusses nicht allein auf sich nehmen zu dürfen, sondern ließ ihren Beichtvater Dom Miguel da Mello da Torres, den Großsänger der Kathedrale von Lisboa, so wie auch den Marchese von Saldanha, ihre beiden gewöhnlichen Rathgeber, rufen.

Der Marchese von Saldanha, ein Verwandter und Freund des seligen Grafen von Castelmelhor, war ein Greis von äußerster Strenge und Gerechtigkeit, allein sein Geist war theils von Natur wenig entwickelt, theils noch durch das Alter geschwächt, so daß er keineswegs der Größe der Aufgabe gewachsen war, welche das Vertrauen seiner Souverainin ihm auferlegte.

Dom Miguel da Mello war dagegen ein so kluger, wie schlauer Priester, der seinen Antheil an dem Widerstande gehabt hatte, welchen Dom Juao da Suza vordem der Verbindung mit England entgegen setzte, und dessen Scharfblick oft Juao IV. zu Hilfe gekommen war, wenn schwierige Krisen den Thron seiner Väter umgaben.

Saldanha liebte seine Königinn in einem solchen Grade, daß er seine Ansichten ausschließlich nach ihrem Willen regelte;

Dom Miguel aber liebte sein Vaterland so sehr, daß er sich zeitweise dem Mißfallen seiner königlichen Herrinn aussetzte, wenn er glaubte, daß er dadurch dem allgemeinen Besten dienen könne.

Conti sprach in Gegenwart der beiden Räthe nochmals den Wunsch des Königs aus und las den Befehl desselben vor.

Saldanha war nun sofort der Ansicht, daß man dem ausgesprochenen Wunsche des Königs gehorchen müsse, weil derselbe dem klaren Wortlaut der portugiesischen Gesetze und Constitution gemäß das Recht habe, die Zügel der Regierung in die Hände zu nehmen.

Miguel da Mello bekämpfte Saldanha's Meinung mit großer Lebhaftigkeit. Ohne die Anrechte Dom Alfons zu bestreiten, beschwor er dennoch die Königinn, die Stände des Reiches zu berufen, damit diese entschieden, was unter diesen folgenschweren Verhältnissen gut und förderlich sei.

„Wenn es mir erlaubt wäre, meine Meinung in Gegenwart Ihrer erlauchten Majestät auszusprechen," sagte Conti, „so möchte ich die Bemerkung machen, daß durch die Ausführung des oben ertheilten Rathes nur die Parteien, welche Portugal zerfleischen, wachgerufen werden würden, und daß selbst Dom Philipp von Spanien keinen andern Rath ertheilen möchte."

„Senhor Conti," antwortete Dom Miguel mit großem Ernst, „es giebt Gelegenheiten, bei denen der Rath eines Todfeindes mehr werth ist, als derjenige eines unbiedern Freundes. Wenn an dem Hofe Alfons VI. eine Person weniger wäre (und diese Person seid Ihr, Senhor), so würde ich der Königinn den Rath ertheilen, noch am heutigen Abende ihre Macht auf ihren königlichen Sohn zu übertragen."

Conti rief ein unverschämtes Lächeln auf seine Lippen und bereitete sich zu einer Antwort vor.

„Ruhig, Senhor!" rief die Königinn.

Es lag in Luisa da Guzman eine so wahre, so königliche Würde, daß der Günstling sofort sein Haupt beugte und schwieg.

„Marchese von Saldanha, und Ihr, Miguel da Mello," nahm dann die Königinn wieder das Wort, „ich danke Euch. Da Euere Ansichten getheilt sind und ich ein gleiches Vertrauen in Euch Beide setze, so werde ich lediglich dem folgen, was mir mein eigner Geist eingeben wird."

Sie ging mit festen Schritten durch das Zimmer und knieete vor ihrem Gebetpulte nieder.

Einige Minuten blieb sie, wie in tiefe Gedanken versunken, auf ihren Knieen liegen.

Als sie sich wieder erhob, hatte sie einen Entschluß gefaßt.

„Dom Miguel da Mello da Torres," sagte sie, „Wir ertheilen Euch den Auftrag, zu morgen und zwar auf die Stunde des Mittags unsern Sohn den Infant, die Staats-Minister, die Räthe, die Statthalter der Schlösser und Städte, die großen Grundbesitzer, den Adel, die Würdenträger der Kirche, die Ordenshäupter und die Abgeordneten der Bürgerschaft zu berufen, welche sich gegenwärtig in Lissabon befinden. Vor diesen versammelten Würdenträgern werden Wir, da uns keine Zeit bleibt, die Stände zu berufen, den Constitutionen Unseres Landes gemäß Unsern Willen aussprechen."

Sie reichte ihre Hand, und der Marchese küßte dieselbe mit tiefer Ehrerbietung.

Dom Miguel verneigte sich, indem er seine Arme über der Brust kreuzte.

Dann gingen Beide, und Conti folgte ihnen.

Als der Günstling durch das Vorzimmer ging, erblickte er die Gräfinn und die Erbinn von Cadaval.

„Das ist ein glücklicher Tag!" dachte er. „Morgen wird Alfons unumschränkter Herrscher von Portugal sein; ich aber

bin unumschränkter Herrscher des Dom Alfons; heute Abend noch bemächtigte ich mich des Mädchens, welches die letzte Stufe zu meinem Glück sein soll, und räche mich zu gleicher Zeit an dem verhaßten Castelmelhor, welcher mir des Königs Gunst zu entziehen droht. — Das ist ein glücklicher Tag!"

Er stieg wieder in seine Kutsche und fuhr in Galopp des Weges nach Alcantara dahin.

Was die Gräfinn betraf, so blieb sie noch lange in dem Vorzimmer und hoffte, daß Donna Luisa sie rufen lassen werde.

Aber die Königinn war ganz und gar nur mit dem großen Entschluß beschäftigt, den sie gefaßt hatte, betete und sann nach.

Eine ihrer Kammerfrauen kam zu der Gräfinn und meldete ihr, daß die Königinn sie an dem heutigen Abende nicht empfangen würde

Die beiden Damen kehrten in ihre Kutsche zurück.

Die Vesperglocke war bereits geläutet und kein Lichtschein erhellte die Straßen mehr.

In der Ferne hörte man wunderliche, unerklärliche Töne in den Straßen der Stadt; Töne, welche der unterbrochenen und wieder aufgenommenen Fanfare einer Jagd glichen

So oft die Kutsche der Gräfinn vor einer der Straßen vorüberkam, welche nach der Vorstadt Alcantara führten, so vernahm man plötzlich einige von jenen Tönen; dagegen wurde Alles wieder still, sobald man vor der Straße vorüber war.

Für diejenigen, denen die Sitten des Hofes bekannt waren, mußten jene Töne von schrecklicher und unverkennbarer Vorbe-

deutung sein. Aber die Gräfinn da Suza und ihre Dienerschaft waren kaum erst von dem Schlosse Vasconcellos nach Lissabon gekommen; sie hörten mit Gleichgiltigkeit jene Töne an und beeilten den Lauf der Pferde nicht.

Sie waren ihrer zwölf, wohl bewaffnet und wohl beritten, daher sie nicht glaubten, in einer friedlichen Stadt und zu so früher Stunde irgend etwas befürchten zu dürfen.

Indeß kam der Lärm mit Schnelligkeit näher; man konnte bereits die Hufschläge von Pferden unterscheiden.

Als die Begleiter der Gräfinn von Suza um die Ecke einer Straße bogen, sahen sie plötzlich, etwa hundert Schritte vor sich, zwölf Männer zu Pferde, welche im Galopp daher sprengten und brennende Fackeln schwenkten.

Zu gleicher Zeit schlüpften einige der Ermattung und der Angst fast erliegende Bürger zwischen der Kutsche der Gräfinn und den nächsten Häusern hindurch, indem sie schrieen:

„Rettet Euch! — die Jagd des Königs!“

Dieser Angstschrei war nur zu bekannt.

Das Gefolge der Gräfinn begriff endlich die drohende Gefahr und wollte des Weges zurückkehren, welchen es gekommen war.

Zu spät!

Die Reiter hatten die Kutsche bemerkt, löschten sofort ihre Fackeln und riefen:

„Hallo! Hallo!“

In demselben Augenblick erschien eine Rotte Fester, oder Fußsoldaten der Patrouille, von der andern Seite der Straße, und die Kutsche ward von allen Seiten umzingelt.

Dann kamen mit verhängten Zügeln die Ritter vom Fir-

mament dahergesprengt und brachten das Gefolge der Gräfinn in Unordnung.

Allein dieses Gefolge bestand aus tapfern alten Soldaten, aus ehemaligen Waffengefährten des Grafen Juao, und schnell hatte es sich daher wieder gesammelt und geschlossen.

Auch die beiden Bedienten und die Kutscher verließen ihre Sitze, zogen die Schwerter und bereiteten sich vor, ihre Gebieterinn zu vertheidigen.

Es entstand ein lebhafter Kampf, ein blutiges Handgemenge, das sich zu verlängern drohete, weil das vollkommene Dunkel der kleinen Zahl günstig war; aber bald verkündigten schmetternde Fanfaren von beiden Enden der Straße, daß neue Angreifer naheten.

Die stets feste und unerschrockene Gräfinn schaute aus dem Schlage ihrer Kutsche.

„Was bedeutet dieses unwürdige Benehmen, Senhores?" fragte sie.

„Hallo! Hallo!" antwortete Alfons VI. grelle Stimme aus einiger Entfernung.

„Ihr wißt nicht, wen Ihr angreift," nahm Donna Ximena wiederum das Wort; „ich bin die Gräfinn von Castelmelhor."

„Ho! ho!" rief der König, „der kleine Spitzbube von einem Grafen hatte uns nicht gesagt, daß er verheirathet wäre. Das ist Verrätherei! — Hallo! Hallo!"

Und der Kampf wurde fortgesetzt, während der König und die Anführer der Patrouille durch ihr Geschrei die Kämpfenden anfeuerten.

Mehre Vertheidiger der Gräfinn waren bereits gefallen

und die Arme der Andern begannen zu ermüden, als ein Mann von fast riesiger Gestalt und in die Tracht der Ritter vom Firmament gekleidet, ihre Reihe durchbrach, einem Bedienten, welcher noch die Kutsche vertheidigte, das Schwert aus der Hand schlug und dann die Kutschenthür mit Heftigkeit aufriß.

Er steckte seinen Kopf in das Innere der Kutsche.

Donna Inez fuhr schaudernd zurück.

Selbst die Gräfinn vermochte sich des Zitterns nicht zu erwehren.

„Welche von Euch ist die Braut des Simon von Vasconcellos?" fragte der Zudringliche.

„Wollt Ihr vielleicht die Erbinn von Cadaval entführen?" fragte die Gräfinn.

„Warum nicht?" lautete die ruhige Gegenfrage des Ritters vom Firmament.

Donna Ximena erinnerte sich, schon irgendwo diese Stimme und dieses ruhige „Warum nicht?" gehört zu haben; allein in diesem Augenblick der Verwirrung und des Schreckens versuchte sie nicht, ihre Erinnerungen zurückzurufen und neigte sich nur vor, um ihr Mündel mit ihrem eignen Körper zu vertheidigen und zu schützen.

„Warum nicht," wiederholte Baltazar, „wenn uns nur dieses eine Mittel bleibt, sie zu retten? — Beeilen wir uns, Senhora, die Zeit drängt, und ich kann nur die Braut des Dom Simon von Vasconcellos retten."

„Wer seid Ihr?"

„Ihr kennt meinen Namen nicht; ich habe Euch ein Briefchen gesandt, welches einen Rath enthielt, und diesen Rath

habt Ihr verschmäht, denn sonst würdet Ihr nicht hier sein. — Im Namen Euers Sohnes, beeilt Euch."

Der Sieg war endlich auf der Seite der nächtlichen Jäger geblieben und der Kutschenschlag der andern Seite wurde hastig geöffnet.

„Wo ist unser sehr lieber Vintimiglia?" fragte Alfons. „Blas't das Hallali, Ihr Trompeter! — Das ist sehr ergötzlich!"

„Meine Tochter! mein armes Kind!" rief die Gräfinn außer sich.

Ein starker Arm schob sie zur Seite.

Als sie sich wieder aufgerafft hatte, war Inez nicht mehr in der Kutsche.

Die Fackeln waren von Neuem angezündet.

Dumpfe Flüche, wildes Geschrei, Fanfaren und Seufzer bildeten einen verworrenen, widerwärtigen Lärm. Die Gräfinn lehnte sich aus dem Schlage ihrer Kutsche und schaute nach Inez von Cadaval.

Zwanzig Schritte von ihr stand ein Mann von hohem Wuchs, dessen Antlitz sie nicht erblicken konnte, und dieser Mann hielt Donna Inez mit einer Hand, während er sein langes Schwert mit der andern Hand führte.

Es umgab ihn ein lachender, tobender Haufe, der bemüht war, ihm seine Beute zu entreißen.

„Gnade! Senhores! Gnade!" rief die einer Ohnmacht nahe Gräfinn; „es ist Inez, meine Tochter! Tödtet den Mann, welcher mein Kind mir geraubt hat!"

Aber ihre Stimme verlor sich in dem Tumult.

Baltazar, denn wir haben bereits gesagt, daß er es war, vereitelte mit großer Ruhe die Bemühungen seiner Kameraden.

Er erwartete den richtigen Zeitpunkt, den Augenblick, in welchem die ihn umdrängende Menge sich lichten würde. Die Gräfinn aber betrachtete mit Todesschrecken jene Männer, deren Gesichtszüge von dem Scheine der Fackeln geröthet wurden, und die gleich eben so vielen Teufeln erschienen, welche sich gegen die schwache Inez verschworen hätten.

Aber dennoch verwandte sich kein Auge von ihnen und verlor noch nicht alle Hoffnung.

„Der König wird kommen!" tröstete sie sich.

„Schöne Dame," sagte in diesem Augenblick Alfons, der an dem andern Kutschenschlage ungeduldig wurde, „werden Sie uns nicht Ihr reizendes Antlitz zeigen?"

Er wollte Ihre Hand ergreifen.

„Zurück!" rief Donna Ximena, die jetzt ihre ganze Kraft wieder fand. „Wer bist Du, daß Du es wagst, die Hand der Wittwe Joao's da Suza zu berühren?"

„Nur der Sohn Joao's des Vierten," antwortete Alfons mit ironischer Demuth.

„Der König!" murmelte die erschreckte Gräfinn.

„Laßt das Wild des Königs durch!" rief in diesem Augenblick Baltazars donnernde Stimme, während er selbst sich einen Weg durch die bahnte, welche ihn umstanden und umdrängten.

Donna Ximena schaute zurück und sah Inez nicht mehr.

„Entführt!" rief sie; „und Ihr — Ihr seid der König! Ha! — verflucht sollst Du sein!"

Und mit ihrer letzten Hoffnung zugleich verließ ihre letzte Kraft sie.

Ohnmächtig sank sie auf den Boden ihrer Kusche nieder.

Ein großer Lärm entstand an der Stelle, wo wir Baltazar verließen.

Als dieser nämlich bemerkte, daß die Menge, welche ihn umdrängte, sich nicht etwa lichtete, sondern im Gegentheil fortwährend mehrte, da faßte er einen schnellen Entschluß und rief die Worte aus, welche von der Gräfinn gehört wurden:

„Laßt das Wild des Königs durch!"

Zu gleicher Zeit schwenkte er sein schweres Schwert um sich, stürzte sich gegen die ihn Umstehenden und durchbrach diese in gerader Linie, wie etwa eine Kanonenkugel die dichten Halme eines Kornfeldes durchbricht.

Von Zeit zu Zeit, das heißt jedesmal, wenn irgend Jemand ihm den Weg zu vertreten versuchte, wiederholte er seinen Ruf:

„Laßt das Wild des Königs durch!"

Und jedesmal fiel dabei sein gehobenes Schwert, aber auch das Hinderniß zu gleicher Zeit.

Bald befand er sich in einer finstern und verödeten Straße. Er hatte Niemand mehr vor sich, aber ein Mann folgte ihm noch immer.

„Warte doch! warte doch, mein Lieber!" rief der, welcher ihm nachfolgte. „Die Helden des Ariosto, meines göttlichen Landsmannes, waren nur Kinder gegen Dich. O! welche göttliche Komödie! Wie Du sie zermalmt hast, mein trefflicher Kamerad! — Aber so warte doch ein Wenig, daß ich verschnaufen und erst auslachen kann."

Baltazar schien indeß keine Ohren zu haben und lief stets weiter.

„So warte doch!" rief der Andere; „kennst Du denn Deinen guten Kameraden Ascanio Macarone nicht mehr, welcher Dir zwanzig neue Pistolen versprochen hat und den es drängt, seine Schuld abzutragen? – Warte doch!"

Baltazar wartete nicht Ascanio begann Verdacht zu schöpfen, denn sein „guter Kamerad" lief nicht in der Richtung nach Alcantara, sondern in der Richtung nach der Unterstadt.

Er verdoppelte daher seine Anstrengungen.

Aber wie kräftig auch Baltazar war, so wurde doch sein Lauf durch seine Bürde gehemmt, und der Italiener hatte ihn bald erreicht.

„Hast Du den Verstand verloren, mein trefflicher Kamerad?' fragte er, indem er sich vor ihn stellte, um ihm den Weg zu vertreten; „ich glaube, daß der Riesen-Kampf, welchen Du bestanden hast, Dir den Kopf verwirrt hat. Wende um, flüchtiger Renner; wir haben noch einen weiten Weg zurückzulegen, bevor wir nach dem Palast kommen."

„Ihr wollt also nach dem Palaste gehen?" fragte Baltazar ruhig und setzte seine Bürde auf eine Steinbank, um Athem zu schöpfen.

„Ohne Zweifel, mein Tapferer," antwortete der Paduaner, „und Ihr werdet mich begleiten."

Inez hatte das Bewußtsein verloren gehabt, allein die Kühlung des Steines, auf welchen Baltazar sie niedergesetzt hatte, rief sie zur Besinnung zurück.

„Meine Mutter! — Simon! — Rettet mich!" flehete sie.

„Beruhigt Euch, Senhora," sagte Baltazar, „Ihr befindet

Euch jetzt unter meinem Schutz, und ich bin der treueste Diener der Vasconcellos."

„Ich danke Euch! o, ich danke Euch!" sagte Inez und schloß ihre Augen wieder.

„Dieser Koloß ist ein Prachtkerl!" dachte Macarone; „er haut ein, wie Herkules, und lügt fast so gut, wie ich."

„Nun vorwärts, mein Lieber," fuhr er dann mit lauter Stimme fort.

„Senhor Ascanio," antwortete Baltazar, „ich gehe einen andern Weg als Ihr."

„Ich werde denselben Weg gehen, welcher Dir beliebt, mein Kamerad! — Nur vorwärts!"

„Ich werde denjenigen gehen, welcher Euch nicht beliebt, Senhor Ascanio."

„Spaßest Du?" fragte der Italiener, dessen Argwohn plötzlich von Neuem erwachte.

„Ich spaße selten, aber nie mit Leuten von Eurer Art. Ihr habt gehört, was ich zu dieser jungen Dame sagte; — es war die Wahrheit, was ich sagte."

Ascanio betrachtete Baltazar von der Seite und meinte, daß derselbe nicht auf seiner Hut sei.

Mit einer geschickten Bewegung zog er sein Stilet hervor, zielte und warf seine Waffe gerade nach dem Herzen des Trompeters.

Zum Unglück für Macarone hatte jedoch der Trompeter nicht eine einzige von seinen Bewegungen übersehen; er trat schnell zur Seite und das Stilet fuhr tief in die eichenen Pfosten einer nahen Hausthür. Bevor aber der Italiener noch die Flucht zu ergreifen vermochte, versetzte ihm Baltazar mit seiner

flachen Klinge einen Schlag über den Kopf, so daß er betäubt auf das Pflaster niederstürzte.

Nachdem dieses geschehen war, nahm er Donna Inez wieder auf und ging weiter.

Wir verließen den König neben der Kutsche der Gräfinn.

Alfons VI. steckte seinen Kopf in das Innere der Kutsche und erkannte, daß Danna Ximena allein sei.

Einige Secunden später trat Conti zu ihm und erzählte ihm mit einer besonders bestürzten und betrübten Miene, daß die jüngere der beiden Domen entflohen sei.

Hinter dieser bestürzten und betrübten Außenseite barg sich jedoch eine Freude, welche der Günstling kaum zu beherrschen vermochte, denn er glaubte, daß die Erbinn von Cadaval in seiner Gewalt sei.

In der That hatte er ja seine Maßregeln auf ungemein geschickte und umsichtige Weise ergriffen, und die List des schönen Cavaliers von Padua konnte nur gelingen.

Unglücklicher Weise hatten jedoch Conti und der Paduaner ihre Rechnung ohne Baltazar gemacht.

„Freund Vintimiglia," sagte der König gähnend, „ich glaube, Du verstehst es nicht mehr, mich zu ergötzen"

Alle die verschiedenen Posten, welche an den Ecken der Straßen aufgestellt waren, als hätte es sich um eine wirkliche Jagd in einem Walde gehandelt, wurden nun durch Signale auf die Stelle gerufen, wo der König Halt gemacht hatte, und Conti konnte sich überzeugen, daß die öffentlichen Beweise von

Ungnade, welche Alfons ihm gab, ein Lächeln auf fast aller Lippen lockten.

Er tröstete sich indeß, während er an sein Herzogthum Cadaval dachte.

Inez war in diesem Augenblick ohne Zweifel schon in seiner Behausung in Sicherheit, und der treue Ascanio sang ihr wohl das Lob des mächtigen Senhor di Vintimiglia, welcher sie mit Gewalt und mit Gefahr des eignen Lebens aus den Händen des Königs befreit hatte.

„Wann aber hat ein solches Märchen seine Wirkung auf das Herz eines jungen Mädchens verfehlt?" fragte sich der Günstling.

„Du weißt gar keine Possen mehr zu machen," sagte in diesem Augenblick der König zu ihm; „es ist ein Jahrhundert verflossen, seit ich Dich nicht mehr bei Deinen hochadligen Ahnen schwören hörte, und das war doch mindestens sehr ergötzlich."

„Euere Majestät hat das Recht, über Dero allertreuesten Diener zu spotten," sagte Conti und verschluckte seinen Aerger; „befiehlt Majestät, daß wir die Jagd fortsetzen?"

Der König gähnte, als hätte er seine Kiefer aus einander reißen wollen; das war ein schreckliches Symptom.

„Ich will schlafen," sagte er. „Du bist ein guter Diener, Conti, aber Du wirst langweilig. — Der kleine Spitzbube von einem Grafen hat mehr Verstand in seinem kleinen Finger, als Du in Deiner ganzen Person."

„Sire —" begann Conti.

„Deine hochadligen Vorfahren haben Dir in dieser Beziehung nur wenig hinterlassen; Dein Bruder Giovani war mehr

werth, als Du, — aber er war dennoch nichts werth! — Gehe und laß Dich nicht wieder vor mir sehen, mein guter Freund."

Conti verneigte sich tief.

Die Hofleute traten mit kalter Ehrerbietung zur Seite, denn sie wußten nicht, ob sie ihre Abneigung gegen den Günstling merken lassen dürften, da möglicher Weise der König am folgenden Morgen vergessen haben konnte, was er in diesem Augenblick übler Laune gesagt hatte.

„Morgen wird Alfons zur Regierung gelangen!" dachte Conti wüthend, während er den Weg nach Alcantara einschlug; „und er jagt mich fort! — Ich habe für einen Andern gearbeitet!"

„Und nun," fuhr der König fort, „bringt den imfamen kleinen Spitzbuben von einem Grafen zu mir, todt oder lebendig! Ich will es so; er ergötzt mich. — Die Dame aber dort in der Kutsche kann seine Frau nicht sein, weil man mich gestern einen gewissen Befehl unterzeichnen ließ; — es ist seine Mutter, Senhores! Die Gräfinn soll in ihren Palast Suza mit aller geziemenden Ehrerbietung zurückbegleitet werden und man soll sie in meinem königlichen Namen um Verzeihung bitten. — Und das Alles nur wegen des kleinen Spitzbuben von einem Grafen, der sonst böse werden könnte. — Nun unseren Tragsessel und fort von hier!"

2. Heldenthaten der Bürger von Lissabon.

In dem Saale des Palastes Suza, in welchen wir unsere Leser schon einmal führten, befanden sich der Graf von Castelmelhor und Simon von Vasconcellos

Simon hatte den ganzen Tag auf Baltazar gewartet.

Da er ihn immer noch nicht wiederkehren sah und seine Ungeduld nicht länger beherrschen konnte, so hatte er sich, nachdem es dunkel geworden war, in seinen Mantel gehüllt und den Weg nach dem Palast seiner Väter eingeschlagen.

Seine Mutter war ausgefahren, als er ankam.

Auf einem Tische lag Baltazars Brief.

Simon nahm und las ihn.

Eine Stunde lang wartete er, während die lebhafteste Aufregung ihn folterte.

Als eine Stunde vergangen war, öffnete sich die Thür: Castelmelhor trat ein.

Er war bleich und sein wirrer Blick verrieth die Unordnung seiner Gedanken.

Bei Simons Anblick schrak er zurück, als wäre er von einem Blitz getroffen.

„Du hier!" rief er aus.

„Beruhigt Euch, Dom Luis," sagte Simon ruhig; „von mir habt Ihr keine Vorwürfe zu erwarten. — Wo ist unsere Mutter? — wo ist Inez?"

„Das verlangt Ihr von mir zu erfahren!" antwortete Castelmelhor. „Man hat mir eben gesagt, daß Inez entführt sei, und ich finde Euch hier —"

„Entführt!" wiederholte Vasconcellos.

„So seid Ihr es also nicht gewesen?"

„Mein Bruder," sagte Simon, dessen Stimme zitterte, „Ihr habt mir viel Böses thun wollen; gebe Gott, daß dieses Böse nicht auf das Haupt der Donna Inez zurück falle!"

„Wie könnt Ihr annehmen —"

„Dieser an meine Mutter geschriebene Brief räth ihr, auf ihrer Hut zu sein, über Inez zu wachen und vor allen Dingen den Palast nicht zu verlassen. — Meine Mutter hat der Warnung nicht geachtet, — und Ihr selbst, habt Ihr mir nicht eben erst gesagt, daß Inez entführt sei?"

„Es ist eine falsche Nachricht ohne Zweifel; ein Mann, den ich nicht kannte, Einer von jenen Elenden, welche die nächtliche Livrée des beklagenswerthen Alfons tragen —"

„Ihr seid sehr strenge, Dom Luis," unterbrach Vasconcellos den Sprechenden.

Zu gleicher Zeit berührte er mit seinem Finger den Stern, welcher auf der Brust seines Bruders glänzte.

Castelmelhor riß denselben schnell ab und zertrat ihn mit seinen Füßen.

Simon schüttelte den Kopf.

„Ein ander Mal," sagte er, „werdet Ihr ihn abnehmen,

bevor Ihr unter das Dach unserer Väter tretet. — Aber Ihr vergaßt Eure Rede! Was meldete Euch jener Mann?"

„Er sagte zu mir — aber das war eine Lüge! Jener Mensch ist mein Feind, denn er hat gestern seinen Dolch gegen mich erhoben."

„Ach!" rief Simon aus, indem er Castelmelhor fest anblickte; „erhob er nicht seinen Dolch gegen Euch, weil Ihr ihm sein Geheimniß geraubt hattet, indem Ihr den Namen seines Bruders annahmt?"

Dom Luis schlug die Augen nieder, ohne zu antworten.

„Dieser Mann ist in der That Euer Freund, Senhor Graf," nahm Vasconcellos wieder das Wort, „denn er hat es ehrlos gefunden, daß ein Bruder des Bruders Glück mit Füßen treten könne, um sich aus demselben eine Leiter zu machen, auf welcher er sich erhöhen möchte. Wenn er jedoch irgend Etwas zu Euch gesagt hat, so ist es wahr, denn er versteht nicht zu lügen."

„Dann ist Inez verloren!" sagte Castelmelhor halblaut.

Vasconcellos blieb regungslos neben dem Fenster stehen, und Dom Luis fuhr fort, mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab zu gehen.

So vergingen Stunden, und es war schon sehr spät am Abend, als eine Kutsche vor dem Thor des Palastes hielt.

Die Herzen der beiden jungen Männer schlugen mit gleicher Heftigkeit.

Instinktmäßig näherten sie sich zu gleicher Zeit einander.

reichten sich gegenseitig die Hände und lauschten auf jedes Geräusch.

Die Kutsche fuhr auf den Hof, und bald ließen sich Schritte in dem Vorzimmer hören.

Es war die Gräfinn allein, welche auf der Schwelle der Thür erschien.

Sie war fast nicht zu erkennen; in ihren starren, aber trocknen Augen waren noch einige Spuren von Thränen zu sehen; ihre Züge drückten den heftigsten Zorn aus.

Mit hastigem Schritte kam sie durch das Zimmer und ergriff die Arme ihrer beiden Söhne, welche es nicht wagten, sie zu fragen.

„Gott sei gelobt!“ sagte sie mit gepreßter Stimme; „ich finde Euch und finde Euch Beide! denn Du bist noch mein Sohn, Castelmelhor; ich verzeihe Dir, und hättest Du auch den Namen Deines Vaters in den Koth getreten — ich verzeihe Dir! Ich habe an zwei Söhnen nicht zu viel, um die mir widerfahrene Beleidigung zu rächen. O! und Ihr werdet mich rächen, nicht wahr?“

„Wir werden Euch rächen!“ riefen die Zwillinge wie mit einem Munde.

„Sprecht, meine Mutter, was ist Euch widerfahren?“

„Was mir widerfahren ist? Ja, ich muß es Euch sagen! — Kinder, man hat Euere Mutter beleidigt, in Gegenwart eines Haufens elender Knechte beleidigt; man hat ihre Kutsche angehalten, ihr Gefolge niedergehauen oder versprengt, ihr Mündel geraubt!“

„Inez!“ rief Simon aus. „So wäre es also wirklich

wahr! — Wer hat das gethan, Senhora? — wer hat es gethan?"

„Ich nannte meinen Namen, Kinder, den glorreichen Namen Euers Vaters; — allein er erregte nur Gelächter und Spott!"

„Sagt doch, wer es gethan hat!" brüllte Simon, dessen Aussehen ein Entsetzen erregendes wurde.

„Du fragst mich, wer das gethan hat? — Alfons von Portugal!" sagte die Gräfinn mit lauter, hallender Stimme.

Und erschöpft sank sie in Castelmelhors Arme.

Simon bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen, als er den Namen des Königs hörte.

„Mein Vater!" stöhnte er in einem herzzerreißenden Tone.

Dann siegte die Wuth über die Erinnerung an seinen Schwur; er eilte nach der Thür und ging, ohne ein Wort zu sagen.

Die Gräfinn warf in diesem Augenblick einen erstaunten Blick um sich, als wäre sie aus tiefem Schlaf erwacht.

„Wohin geht Simon?" fragte sie in kurzem Tone. „Was habe ich gesagt? Was will er beginnen?"

Dann richtete sie sich mit einem Male empor und fuhr in würdevollem Tone fort:

„Ich erinnere mich an das, was ich sagte. Lauft! — O! halte ihn auf, Castelmelhor! er wird den König ermorden!"

Dom Luis versuchte, sie wieder zu ermuthigen.

Die Gräfinn bereute bereits schmerzlich den fieberhaften Wahnsinn, welcher sie vermocht hatte, Rache zu heischen, Rache an dem Könige! aber sie dachte auch an den biedern und treuen Sinn ihres jüngern Sohnes, und faßte neue Hoffnung.

„Nicht durch Anwendung der Gewalt müssen derartige Beleidigungen gerächt werden," sagte sie; „meine Rache ist schon bereit und wird keinen Flecken auf den Wappenschild der Suza werfen."

Als Vasconcellos den Palast verließ, glühte sein Haupt; er bog auf das Gerathewohl in eine Straße ein und lief, gleich einem Rasenden.

Unzusammenhängende Worte entfuhren seinem Munde; er drohete, er fluchte dem Könige und beklagte dann wieder das Geschick der Donna Inez.

Die Stadt war jetzt ruhig und still; kein Mensch regte sich auf den Straßen.

Es war ein Uhr Nachts.

Und Simon eilte weiter und weiter, immer gerade aus, ohne zu denken, ohne zu wissen, wohin?

So gelangt er bis zu den letzten Häusern der Stadt bis dahin, wo die Vorstadt Alcantara beginnt.

Als er an der Taverna des Miguel Osorio vorüberkam, ward hastig die Thür derselben aufgerissen und eine zahlreiche Menge drängte sich auf die Straße hinaus.

Simon blieb stehen und legte die Hand vor die Stirn, wie man es zu thun pflegt, wenn man irgend einen dem Gedächtniß entschwundenen Gegenstand zurückzurufen beabsichtigt.

„Kinder," sagte Einer von Denen, welche aus der Taverna kamen, „laßt uns nach Hause kehren und jeden Lärm vermeiden!"

„Ja wohl! Ja wohl!“ unterstützten zahllose Stimmen seine Ermahnung.

„Pfui!“ riefen aber wieder Andere, welche kühner und jünger waren, „schämt Ihr Euch nicht, Meister Gaspar Orta Vaz. Ihr, der geehrte Dechant und Altmeister der Gerber von Lissabon? schämt Ihr Euch nicht, einen Rückzug vorzuschlagen, während wir bereits halbwegs dem Feinde entgegen gezogen sind?“

Simon verlor kein Wort von dem, was gesagt wurde. Immer hellere Blitze leuchteten aus seinen Augen; er erinnerte sich.

Er erinnerte sich, daß er am vergangenen Tage Baltazar Briefe übergeben hatte, welche den Viertels-Meistern befohlen, die Unzufriedenen bewaffnet nach der Taverna von Alcantara zu rufen.

Es schien ihm jetzt, als könne er eine schnelle, sichere und schreckliche Rache nehmen.

„Kinder,“ nahm der alte Gaspar das Wort, „ich bin so tapfer, wie irgend ein Anderer, wenn die Gelegenheit vorhanden ist; allein was kann es nützen, sich den Kopf an den Mauern von Alcantara einzurennen? — Wo ist unser Oberhaupt?“

„Hier ist er!“ rief mit einem Male Simon aus und stürzte sich in die Mitte der Menge.

Wir glauben versichern zu dürfen, daß das Erscheinen des Oberhauptes, welches gleichsam ein Zeichen zum Kampfe war, auf drei und ein halbes Viertel der vortrefflichen Bürgersleute einen ungemein unangenehmen Eindruck hervorbrachte; allein die noch jungen und feurigen Lehrlinge und Gesellen stießen ein Freudengeschrei aus.

Der Anstoß war gegeben.

Die Kaufleute und Innungsmeister mußten wenigstens dem Anscheine nach sich dem gegebenen Anstoß fügen.

Selbst der alte Gaspar Orta Vaz, welcher vom ersten Januar bis zum Sylvestertage täglich seine fünf Ducaten zu verzehren hatte, richtete seine kurze Gestalt empor und nahm auf leidlich soldatische Weise seine verrostete Hellebarde auf die Schulter.

„Sei uns Gott gnädig!" seufzte er; „das Wenigste, was wir bei dieser Narrenspoſſe gewinnen können, ist ein tüchtiger Schnupfen."

„Vorwärts!" befehligte Simon.

Der Haufe setzte sich in Bewegung.

„Erinnerst Du Dich noch, Diego," fragte ein Lehrling einen andern, „an jenen großen Fleischer, welcher neulich in der Taverna verlangte, daß man den König ermorde?"

„Ich erinnere mich, Martin," antwortete Diego.

„Der Gedanke war so übel nicht."

„Ich finde ihn köstlich."

„Haben wir nicht erst heute wieder die Fanfare jener teuflischen Jagd vernommen?"

„Und das Nothgeschrei der Opfer!"

„Und den Hohn der Henkersknechte! — Der König ist ein Wahnsinniger, Diego."

„Wahnsinnig und boshaft, Martin."

„Ich bin der Meinung, daß man den König ermorden muß!"

„Ich auch!"

„Ich auch!" wiederholten Alle, welche die Unterhaltung vernommen hatten.

Und dieser Entschluß verbreitete sich mit der Schnelligkeit eines Blitzes durch die Reihen.

Simon hatte kein Wort verloren; sein Herz wurde von grausamer Freude erfüllt und er hütete sich, den beiden Lehrlingen Schweigen zu gebieten.

Der Haufen der Empörer kam vor dem Palast von Alcantara an.

Es standen keine Schildwachen an den Thoren, und aus dem Innern vernahm man das Freudengeschrei der Orgie.

Es ging festlich zu in dem Palaste, wie das stets nach den königlichen Jagden der Fall war.

Die Bürger von Lissabon drangen geräuschlos in das Innere des Palastes.

„Wo ist das Zimmer des Königs?" fragte Simon mit leiser Stimme.

Der Tapezierer des Palastes trat vor und bot sich als Führer an.

Als Simon vor der Thür der königlichen Wohnung angelangt war, wandte er sich zu der ihm folgenden Menge und sagte:

„Nehmt Ihr den Güngling und seine Patrouille auf Euch, Meister! ich nehme den König auf mich!"

„Senhor Simon!" antwortete ein Lehrling entschlossen, „hofft nicht, ihn zu retten."

„Ihn retten! ich!" rief Simon aus, dessen Augen von seltsamen Blitzen erleuchtet wurden.

„Seinen Kopf oder den Deinigen müssen wir haben!“ rief die Menge im Chor.

Vasconcellos verschwand und die Thür der königlichen Wohnung schloß sich hinter ihm.

Er schritt durch die leere Wachstube und durch das gleichfalls verödete Vorzimmer; Soldaten und Kammerherren hatten sich entfernt, um Orgien zu feiern.

Vasconcellos zog seinen Degen und trat in das Zimmer des Königs.

Alfons hatte ermattet und ergriffen von einer plötzlichen und ungewöhnlichen Langweile den Trinksaal verlassen.

Er schlief.

Eine Lampe brannte neben ihm.

Vasconcellos näherte sich mit zusammengezogenen Brauen und den Degen in der Hand.

Seine Schritte erweckten den schlafenden Alfons.

„Du bist es, kleiner Graf,“ sagte er lächelnd. „Ich träumte eben, daß ich ein guter König wäre, — ich möchte wohl ein guter König sein, kleiner Graf.“

Wie durch einen Zauber verschwand Vasconcellos' Zorn, als er das unglückliche Kind erblickte, welches weder die Kraft, noch den Verstand eines Mannes besaß, und sein König war.

Er wurde von Mitleid und von Ehrfurcht zu gleicher Zeit ergriffen.

„Ein Degen?“ fragte Alfons erschreckt. „Wozu diesen Degen, Senhor Graf?“

„Ich bin Castelmelhor nicht,“ antwortete Vasconcellos mit langsamer Stimme.

„Den König! den Kopf des Königs!“ schrie draußen die Menge.

Schnell, wie ein Blitz, eilte Vasconcellos nach der Thür und verrigelte dieselbe.

„Was rufen sie?“ fragte Alfons erschreckt. „Was sind das für Stimmen? — Und Du bist Castelmelhor nicht?“

„Ich bin Simon von Vasconcellos, Sire, den Ihr ohne Grund verbannt habt, dessen Mutter Ihr beleidigtet, dessen Braut Ihr entführtet und entehrtet!“

„Mein Gott! mein Gott!“ klagte das arme Kind; „habe ich das Alles gethan? — Und nun willst Du mich todt machen, Vasconcellos?“

„Den König!“ den Kopf des Königs!“ schrie die ungeduldige Menge, welche bereits mit Heftigkeit gegen die Thür zu treten begann.

„Gnade! ach! Gnade!“ stammelte Alfons, indem er sich unter seiner Decke verbarg.

Vasconcellos erhob die Augen gen Himmel, faltete die Hände und sprach den Namen seines Vaters aus.

„Erhebt Euch, Sire,“ sagte er, „ich werde für Eure Majestät sterben.“

Alfons gehorchte und erhob sich zitternd; Vasconcellos führte ihn nach der Thür und stellte sich, den bloßen Degen in der Hand, vor ihn, denn er war bereit, den ersten Sturm der Eindringenden auszuhalten.

Die Thür erdröhnte fortwährend unter den Stößen, welche man von außen gegen sie führte. Schon begann sie zu wanken.

Die Menge zitterte vor Ungeduld und Zorn; das Toben derselben steigerte sich in jedem Augenblick.

Da erhob sich mit einem Male ein lautes Geschrei.

„Da ist er!“ rief man, „da ist unser Simson! Der wird die Thür einrennen und den König niedermachen!“

Dann entstand eine Stille und ein letzter, wüthender, unwiderstehlicher Stoß warf die Thür in das Zimmer hinein.

„Es lebe Baltazar!“ brüllte die Menge, indem sie in die königlichen Gemächer eindrang.

„Zu mir! zu mir!“ rief Simon, welcher durch Baltazars Gegenwart mit neuem Muth erfüllt wurde.

Zu gleicher Zeit setzte er sich der eindringenden Menge entgegen, indem er fortwährend den König mit seinem Körper bedeckte.

Dieser Augenblick der höchsten Gefahr hatte seine Begeisterung bis zum Wahnsinn erhitzt; er fühlte sich fähig, die ihm entgegen stürmende Menge zu bekämpfen und zu besiegen.

Die Ersten, welche ihn angreifen wollten, fielen unter seinem Degen und ihre Körper bildeten für ihn eine Art von Wall, hinter welchem er unerschütterlich und ohne zu weichen stand.

Die Menge blieb erstaunt stehen

„Nieder mit ihm! nieder mit ihm!“ wurde aus den hintersten Reihen gerufen.

Aber diejenigen, welche sich vorn befanden, schienen sich gerade nicht zu drängen, um jenen Befehl zu befolgen.

Dennoch schämten sie sich, daß sie sich von einem einzigen Manne aufhalten ließen, und drangen von Neuem vor.

Zehn Degen bedroheten zu gleicher Zeit Simons Brust, der in einem Augenblick von Wunden bedeckt war.

„Hierher! Baltazar! hierher!" rief der heldenmüthige junge Mann.

Der betäubende Lärm hatte den Trompeter verhindert, Vasconcellos' ersten Aufruf zu vernehmen.

Ruhig hatte er sich in eine Ecke der Wachstube gesetzt und ließ seine Kameraden gewähren.

Aber dieses Mal hörte er den Ruf, schob die dicht gedrängte Menge zur Linken und Rechten zurück und langte zu rechter Zeit an, um Simon gegen den Todesstreich zu schützen.

„Zurück!" rief er.

Mit dem Worte verband er kräftige That und schob mit ausgebreiteten Armen die Bürger über die Schwelle zurück.

Diese waren zwar zu erzürnt, als daß sie ihre Beute hätten aufgeben sollen, aber Baltazars herkulische und wohlbekannte Kraft gebot ihnen Achtung.

„Er hatte uns den Kopf des Königs versprochen," sagten sie in jenem Tone, welchen halsstarrige Schüler ihrem Lehrer gegenüber annehmen.

„Und was wolltet Ihr mit dem Kopfe des Königs machen?" fragte Baltazar unter lautem Lachen; „wißt Ihr denn nicht, daß er kein Gehirn hat?"

Dieser Scherz, welcher für den Zuhörer-Kreis vollkommen geeignet war, entrunzelte die Stirn der Böseſten, und da Niemand ernstlich Lust hatte, sich mit Baltazar zu messen, so benutzte man diese Gelegenheit, um schnell eine Unterhandlung zu beginnen.

„Wenigstens," sagte Gaspar Orta Vaz, der sich klüglich im Hintergrunde gehalten hatte, wie es für einen Gerber von

seiner Wichtigkeit ziemte, „wenigstens sollten wir doch den Kopf des Günstlings bekommen!“

„Auch den nicht,“ antwortete Baltazar; „ich bin gerade zur Gnade geneigt und will den armen Teufel Conti schonen, der gar nicht mehr zu fürchten ist, weil gegenwärtig ein Anderer des Königs Günstling geworden ist.“

„Wen sollen wir denn sonst bekommen?“

„Im Punkt der Köpfe? — Nun, meiner Seel'! im großen Saale sitzen fünf oder sechshundert Ritter vom Firmament und zechen und singen; fühlt Ihr Euch stark genug, so greift sie an, — ich überliefere sie Euch.“

Die Bürger zögerten.

„Lächelt Euch das nicht an?“ fragte Baltazar. „Es ist allerdings wahr, daß die Ritter vom Firmament lange Schwerter haben und in jedem Augenblick auf den Lärm aufmerksam werden können, welchen Ihr hier macht.“

„Wäre es nicht gescheuter, wir gingen?“ fragte der wackere Gaspar Orta Vaz.

Baltazar hatte Simons Taschentuch zerrissen und trocknete während des Sprechens das Blut von den Wunden desselben ab, welche indeß ziemlich unbedeutend zu sein schienen.

Die Bürger beriethen sich einen Augenblick, und ein Lehrling nahm alsdann das Wort.

„Wozu hätte uns denn unsere Revolution genützt, wenn wir jetzt gingen?“ fragte er.

„Das ist wahr,“ sagte Baltazar. „Ihr müßt ein Resultat erzielen. — Nun, Ihr könnt den Signor Conti di Vintimiglia und einen seiner Diener, den Cavalier Ascanio Macarone dell'

Acquamonda mit Euch nehmen. Ich übernehme es, Euch dieselben aufzusuchen. Wir bringen Beide auf das Schiff, welches eben zur Abfahrt nach Brasilien bereit liegt. — Seid Ihr damit zufrieden?"

„Es lebe Baltazar!" rief die Menge, um befriedigt zu erscheinen; „wir haben unsere Tyrannen besiegt!"

Der König und Vasconcellos blieben allein zurück.

Alfons hatte sich hinter seinem Vertheidiger niedergekauert.

So lange der Kampf oder wenigstens der Streit dauerte, wagte er nicht, sich zu rühren. Kaum wagte er zu athmen.

Als aber die Menge sich entfernt hatte und man die Fußtritte derselben nicht mehr hörte, da richtete er sich mit einem Male empor und nahm die Haltung eines Metamore an.

„Das war eine böse Geschichte," sagte er, „und wir haben uns tapfer gewehrt! Das werde ich Menesez und Castro erzählen. Das ist allerliebst! — Was aber Tavarez betrifft, der heute Nacht den Dienst hat und von seinem Posten entwichen ist, so werde ich ihn hängen lassen, und wenn Du willst, junger Mann, so kannst Du seine Stelle bekommen."

„Das ist unser König!" dachte Vasconcellos mit Wehmuth.

„Du sagst nichts," antwortete der König; „ich glaube, Du hast nicht so viel Geist, wie der kleine Spitzbube von einem Grafen, Dein Bruder. — Gehe, Freund, und rufe meine Edelleute. — Ja, Du hast Dich tapfer vertheidigt, aber ich meine doch, wenn ich nicht gewesen wäre, so würde das rohe Volk Dir übel mitgespielt haben. Was sagst Du dazu? — Keine Antwort! — Nein, höre, Du bekommst Tavarez' Stelle nicht."

„Sire," sagte Vasconcellos langsam, „ich habe eine Bitte zu den Füßen Euerer Majestät niederzulegen."

„Was für eine Bitte?"

„Es giebt ein junges Mädchen, das ich liebe und welches mir seine Hand zugesichert hat."

„Das ist hübsch!" unterbrach ihn der König.

Simon erröthete vor Entrüstung.

„Sire," fuhr er fort, „dieses junge Mädchen ist mir in der heutigen Nacht entführt worden."

„Durch wen?"

„Das hoffte ich von Euerer Majestät zu erfahren."

Der König blickte Vasconcellos für einen Augenblick aufmerksam an.

Nach einer Secunde wandte er den Rücken und lachte laut und herzlich.

„Das ist ein armer Teufel," sagte er, „dem die Liebe den Verstand geraubt hat. — Das ist eine sehr ergötzliche Sache!"

„Im Namen alles dessen, was Euerer Majestät das Liebste und Heiligste auf dieser Welt ist," nahm Simon abermals das Wort, „antwortet mir: Sire, habt Ihr nicht heute Nacht Inez von Cadaval entführen lassen?"

„Keineswegs!" rief Alfons rasch aus; „das ist ja die Braut des kleinen Spitzbuben von einem Grafen, und dem möchte ich keinen Kummer machen, handelte es sich auch um einen spanischen Stier!"

Simon wurde still und nachdenkend.

Er wußte nicht, was er glauben sollte.

Wer war es denn gewesen, der Inez von Cadaval entführt hatte, und wo konnte er dieselbe wiederfinden?

Alfons näherte sich ihm.

„Mein Freund," sagte er, „Du langweilst mich; gehe und rufe meine Edelleute"

Vasconcellos verneigte sich achtungsvoll und ging.

Als er bereits auf der Schwelle war, hörte er, wie Alfons sich die Hände rieb und dabei sagte:

„Die Spitzbuben werden mich von Conti befreien! Ich verzeihe ihnen wegen des guten Dienstes, den sie mir damit leisten."

Baltazar hielt sein Versprechen.

Er führte die Insurgenten in denjenigen Theil des Palastes, in welchem Alfons seinem Günstlinge eine Wohnung eingeräumt hatte.

Man bemächtigte sich des Günstlings, vermochte aber den schönen Cavalier nicht zu finden.

Die Menge schlug den Weg nach Lissabon ein und führte im Triumph den unglücklichen Gefangenen mit sich fort, der sich unterwegs manchen traurigen Gedanken anbetrachts der Unbeständigkeit der irdischen Dinge überlassen mochte.

Vielleicht stellte er auch Betrachtungen über die Unbeständigkeit der Gunst der Könige an.

Vor allen Dingen aber bedauerte er sein Herzogthum Cadaval und verwünschte das Volk, welches den schönsten Plan vereitelte, der je in dem Kopfe eines Emporkömmlings gereift war.

Das Schiff, auf welches er gebracht wurde, lichtete noch in derselben Nacht die Anker.

Was aber die Bürger von Lissabon betraf, so erzählten sie ihren Frauen und Kindern den schrecklichen Angriff, welchen sie auf das Schloß von Alcantara gemacht hatten, obschon sechs-

hundert Ritter vom Firmament als Besatzung in demselben lagen.

Sie erzählten, wie Alles ihrem muthigen Angriffe habe weichen müssen, und wie sie das Leben des Königs nur geschont hätten, weil dieser ihnen feierlich versprochen habe, daß er sich in der Zukunft besser betragen wolle.

3. Königinn und Mutter.

Als sich Baltazar dadurch von dem ihn verfolgenden Macarone befreit hatte, daß er ihm einen Schlag mit dem flachen Degen über den Kopf gab, — da fragte er sich, was er mit Donna Inez beginnen sollte, und war sehr unentschlossen.

Da er nicht wissen konnte, wie nahe Conti's Macht ihrem Ende sei, so wagte er nicht, Inez in den Palast Suza zurückzubringen, in welchem sie mehr, als irgendwo den Verfolgungen des Günstlings ausgesetzt gewesen wäre.

Andrerseits war seine eigne Wohnung, selbst abgesehen davon, daß Simon dieselbe bereits in Besitz genommen hatte, doch keineswegs ein anständiger Zufluchtsort für die Erbinn von Cadaval.

Er fragte Donna Inez um Rath, allein diese besaß nicht die Kraft, ihm zu antworten; sie sprach nur mit schwacher Stimme und zu wiederholten Malen den Namen der Gräfinn aus.

Endlich erinnerte sich Baltazar nach langem Nachdenken, daß Vasconcellos, als er ihm am verwichenen Abende sein Mißgeschick an dem Thore von Alcantara erzählte, zugleich ihm

gesagt hatte, daß es der Marchese von Saldanha gewesen sei, der ihn bei Hofe vorstellen sollen.

Er schlug sogleich den Weg nach dem Palast dieses Senhor ein und übergab Inez den Händen der Donna Eleonora da Mendoza, Marchesa von Saldanha.

Nachdem das geschehen war, eilte er in seine Wohnung zurück, in welcher er Simon zurückgelassen hatte.

Allein er fand Simon nicht mehr in derselben.

Nun begab er sich nach dem Palast Suza.

Allein hier beantwortete man seine Fragen nicht, sondern befragte ihn vielmehr nach Donna Inez.

Baltazar wollte aber in Gegenwart Castelmelhors nicht sagen, wo sich Inez befände.

Indeß hatte er genug über Simons Zorn und dessen plötzliche Entfernung gehört, um zu wissen, wo er denselben zu suchen habe. So kam es denn, daß er in dem Augenblick in dem Palaste von Alcantara anlangte, in welchem die erzürnte Menge vergebens bemüht war, die Thür zu den königlichen Gemächern einzurennen.

Wir wissen bereits, was weiter erfolgte.

Erst als Simon mit Baltazar allein war, erfuhr er von demselben, wohin Inez gerettet sei, und daß die Leiden der heutigen Nacht ein glückliches Ende genommen hätten.

Simon war außer sich vor Freude und erfüllt von Dankbarkeit gegen den Freund, welcher ohne Ende Gelegenheiten zu suchen schien, um sich für ihn zu opfern. Er drückte denselben in seine Arme und fragte ihn, auf welche Weise er ihn für so viele Dienste belohnen könnte.

Baltazar hatte die Umarmung seines jungen Freundes hin-

genommen, und war, wenigstens dem Anscheine nach, ziemlich gleichgiltig dabei geblieben.

Als aber Simon von einer Belohnung sprach, da zog der Riese seine Brauen zusammen.

„An einem solchen Ausdruck," sagte er, „erkannte ich neulich, daß ich mit Castelmelhor, nicht aber mit Vasconcellos, zu thun habe. Dom Simon, statt jeder Belohnung bitte ich Euch, nie von Belohnung mit mir zu sprechen; und diese Belohnung erflehe ich nicht von Euch, sondern verlange sie!"

Es lag in diesen Worten und mehr noch in dem Tone, in welchem dieselben ausgesprochen wurden, eine einfache und edle Würde, welche den Weg zu Simons Herzen fand.

„Baltazar," sagte er, „Du bist in der That kein Mann, den man bezahlt, sondern einer von denen, welche man liebt und ehrt."

Er ergriff seine Hand.

„Schlag ein!" fuhr er dann fort, „ich halte Dich für einen Edelmann von Herzen; und mag Vasconcellas glücklich oder unglücklich sein, so wird er Dich stets seinen Bruder und seinen Freund nennen.

Der ehemalige Trompeter richtete seine hohe Gestalt empor und machte verzweifelte Anstrengungen, um seine gewöhnliche kalte Gleichgiltigkeit zu behaupten; es wollte ihm das nicht gelingen; zwei große Thränen perlten aus seinen Augen und rollten langsam über seine Wangen hinab.

Dann neigte er sich über Simons Hand und küßte dieselbe.

„Euer Freund!" sagte er halblaut, „Euer Bruder! Nein, o nein! Senhor! das ist zu viel! — Aber Euer Diener, das lasse ich mir gefallen!" fuhr er dann wieder fort und richtete

sich mit einer Art von Begeisterung von Neuem empor; „Euer Leibwächter, der Schild, welchen der Tod stets zwischen seiner Hand und Euerer Brust finden wird! — O, ja, Vasconcellos, das will ich sein!"

Als einige Stunden später die Glocke des Palastes Xabregas die Mittagsstunde verkündete, öffneten die Thürsteher der Raths-Kammer die beiden Flügel der großen Pforte und die, welche ein Recht dazu hatten, wurden in den Sitzungs-Saal eingeführt.

Im Hintergrunde des Saales, unter einem mit dem Wappen des Hauses Braganza geschmückten Himmel, stand der königliche Thron und hinter demselben, in einer mit Sammet ausgeschlagenen Nische, ein kolossaler Crucifix von massivem Silber.

Seitwärts von dem Throne und noch unter dem Himmel befand sich Dom Alfonso's Stuhl; weiter rechts, aber außerhalb des Himmels, der Sitz des Infanten Dom Pedro und die Bank, welche für die Senhores von königlichem Geblüt bestimmt war; denn in Portugal haben die Seitenverwandten des Königs keine vollen prinzlichen Rechte; selbst die Brüder des Königs können nur durch einen unmittelbaren königlichen Befehl zu Prinzen ernannt werden.

Links von dem Throne, und in gleicher Linie mit dem Sitze des Infanten, stand der Stuhl des ersten Staats-Ministers (damals Dom Cesar da Menesez), und weiter abwärts die Bank seiner Collegen.

An den beiden Seiten des Saales und rechte Winkel mit mit den eben genannten Sitzen und Bänken bildend, erhoben sich

zur Rechten die Estrade der Geistlichkeit, auf welcher die Prälaten, Inquisitoren, Ordenshäupter, Titulatur-Bischöfe ꝛc. saßen, und links die Adels-Bank, gefüllt von den großen Grundbesitzern, den Statthaltern der Schlösser und Städte und den Besitzern säcularisirter Stifter.

In der Mitte endlich standen die Bänke der Bürgerschaft, welche von den Abgeordneten der Gewerbe und der Kaufleute von Lissabon eingenommen werden sollten.

Alle diese Sitze und Bänke füllten sich nach und nach, so daß man bald nur noch die königlichen Personen erwartete.

Da stießen die Thürsteher mit Heftigkeit die Stiele ihrer Hellebarden auf die marmornen Stufen und kündeten damit des Königs Ankunft an

Donna Luisa da Guzman trat ein, während sie sich auf den Arm ihres ältern Sohnes stützte und die Krone auf dem Kopfe trug.

Hinter ihr erschien der Staats-Secretair, Melchior do Rego da Andrade, welcher in einem Beutel, der auf einem sammetnen Kissen lag, das große und das kleine Staats-Siegel trug.

Nach ihm kam der Infant Dom Pedro.

Alfons war noch bleich in Folge der so unruhig verbrachten Nacht, aber die Züge seines Antlitzes verriethen die tiefste Sorglosigkeit.

Er dachte gar nicht mehr an das Blanquet, welches er Tags zuvor Conti übergeben hatte, und wußte durchaus nichts über den Zweck dieser feierlichen Versammlung

„Senhores," sagte Donna Luisa, nachdem sie auf dem Throne Platz genommen hatte, „Wir haben Euch zu einer allge-

meinen berathenden Versammlung berufen, weil Unser sehr hoher und sehr mächtiger König, Dom Alfons von Portugal, Unser sehr geliebter Sohn, den Wunsch geäußert hat, fortan selber zu regieren."

Alfons hatte es sich in seinem Armstuhle bereits bequem gemacht, um während der Sitzung ein ruhiges Schläfchen halten zu können; als er aber die Worte der Königinn hörte, da blickte er diese erstaunt an und horchte verwundert auf.

„Da ich erkannt habe," fuhr Donna Luisa fort, „daß er vollkommenes Recht zu solchem Ansuchen habe; da ich ferner erwägt habe, daß er bereits das Alter überschritten hat, in welchem nach unserm Gesetz die Erben des Thrones volljährig werden, so bin ich entschlossen, die höchste Macht seinen Händen zu übergeben."

„Das ist sehr ergötzlich!" murmelte der König.

Miguel da Mello da Torres, Beichtvater der Königinn und Großsänger der Kathedrale, welcher auf den Bänken der Geistlichkeit saß, erhob sich und begrüßte die königlichen Personen mit tiefer Verneigung.

„Sprecht, Senhor Priester," sagte die Königinn.

„Wenn Euere Majestät erlauben," sagte Dom Mignel, „so möchte ich bemerken, daß der Augenblick zu einer solchen Handlung nicht günstig erscheint. Das Volk ist nicht ruhig; erst in der verflossenen Nacht hat es einen rebellischen Angriff gegen den Palast von Alcantara, die Residenz Seiner Majestät des Königs gemacht."

„Ich weiß das, und diese Empörung des Volkes ist ein gewichtiger Entscheidungs-Grund für mich; denn es bedarf jetzt der Hand eines Mannes, um die Zügel der Regierung zu er-

greifen, um das Scepter unter so schwierigen Verhältnissen zu halten."

„Der Hand eines Mannes!" sagte Mello da Torres seufzend.

Aber er wagte nicht, mehr zu sagen, und setzte sich wieder hin.

„Senhores," nahm die Königinn wieder das Wort, „hat noch Einer von Euch Bemerkungen zu machen?"

Alles blieb still auf den Bänken des Adels und der Geistlichkeit.

„Und Ihr?" fragte die Königinn weiter, indem sie sich an die Bürger wandte.

„Möge Gott und die heilige Jungfrau Euere Majestät segnen," antwortete eine unterwürfige Stimme, „so wie auch den König, unsern Herrn, und den Infant Dom Pedro! Können die Bürger von Lissabon einen andern Willen haben, als ihre Souveraine?"

Der, welcher diese Worte sprach, war der alte Gaspar Orta Vaz, Altmeister der Gerber, Lederbereiter, Fellhändler, Pelzarbeiter und Kürschner von Lissabon.

„Die Stimme kenne ich!" rief Alfons plötzlich aus.

Gaspar hielt sich für verloren.

Er dachte an die Heldenthaten der vergangenen Nacht und sah sich bereits eine Anklage wegen Hochverraths gegen sein kahles Haupt geschleudert.

Aber der König fuhr gleich darauf fort:

„Verzeihung, Senhora und sehr geehrte Mutter; aber es war mir, da der Schurke sprach, als hörte ich die Stimme des

alten Martin Cruz, welcher das Amt hat, meine Hunde für die Bärenkämpfe aushungern zu lassen."

Und Alfons warf sich auf seinem Sitze wieder zurück, indem er höchlich mit sich selbst zufrieden war.

Eine leichte Röthe ergoß sich über das Antlitz der Königinn, deren Blick furchtsam über die Versammlung schweifte, um die Wirkung zu sehen, welche durch die unschicklichen Worte ihres Sohnes hervorgebracht würde.

Allein die Gesichter der Hofleute blieben vollkommen ruhig und unverändert.

Die Königinn erhob sich und nahm aus den Händen des Secretairs den Beutel, in welchem die Siegel enthalten waren.

„Seht," sagte sie, indem sie sich gegen ihren Sohn wandte, „in diesem Beutel sind die Siegel des Staates enthalten, welche mir übertragen wurden durch das Testament des Königs, meines Herrn, welcher jetzt vor Gott ist. Ich übergebe dieselben in die Hände Euerer Majestät, und zugleich mit ihnen die Regierung, welche mir von den Ständen übertragen war. Gebe Gott, daß der Staat unter Euerer Regierung so glücklich sei, wie ich es wünsche!"

Donna Luisa sprach diese Worte in einem festen und ernsten Tone aus.

Die ganze Versammlung war ergriffen, und es gab nicht ein Mitglied derselben, das nicht bedauert hätte, das Scepter aus den Händen dieser edlen Frau in diejenigen eines Kindes übergehen zu sehen, welchem der Verstand fehlte und das von schlechten Rathgebern umringt war.

Der alte Gaspar Orta Vaz glaubte die allgemeine Trauer überbieten zu müssen und stieß daher einen langen Seufzer aus,

während er seine trocknen Augen zu wiederholten Malen abtrocknete.

Alfons hatte die Rede seiner Mutter mit unentschlossener und verwirrter Miene angehört.

Wenn er früher in die Verlegenheit gekommen war, öffentlich sprechen zu müssen, so hatte ihm Conti seine Aufgabe vorher ausgearbeitet, aber dieses Mal wurde er unvorbereitet überrascht.

„Ich will sterben, Senhora," sagte er endlich, „wenn es nöthig war, mich von Alcantara kommen zu lassen und alle diese braven Herren in Unruhe zu setzen, um mir diesen Beutel von karminrothem Sammet und die Spieldingerchen, welche er zu enthalten scheint, zu übergeben. — Dennoch sage ich Euch meinen Dank und erkläre, daß ich Euer gehorsamster Sohn bin."

„Gott sei unserm armen Portugal gnädig!" sagte Miguel da Mello da Torres halblaut.

Die Königinn glaubte noch weiter gehen zu müssen.

Sie nahm von ihrem Haupte die königliche Krone und hielt sie über das Haupt ihres Sohnes.

Das war der letzte Act der Feierlichkeit.

Was erst die Krone auf Alfons' Haupt gesetzt, so war dieser König und Donna Luisa verlor zu gleicher Zeit ihre Rechte als Vormünderinn und als Regentinn.

Aber in dem Augenblick, als ihre gehobene Hand sich senkte, ließ sich ein plötzliches Geräusch an der Thür hören, und eine weibliche Stimme, eine wohlbekannte Stimme, drang bis zu den Ohren der Königinn.

„Ich muß Ihre Majestät auf der Stelle sehen!“ rief die Stimme.

Die Wachen, welche an der Thür standen, wollten keinen Durchgang gestatten.

„Im Namen Gottes und des Wohles Eures Volkes, Königinn,“ rief die Stimme, welche kräftig und laut den ganzen Saal durchdrang, „beschwöre ich Euch, mir Einlaß zu gewähren!“

Unruhig und erschreckt gab Donna Luisa ein Zeichen mit der Hand, und die Thür öffnete sich.

Eine in Trauer gekleidete Frau, das Haupt mit einem schwarzen Schleier bedeckt, schritt langsam und fest durch den Saal und beugte dann auf der ersten Stufe des Thrones ein Knie zur Erde.

Sie erhob ihren Schleier und warf ihn über die Schultern zurück.

Der Name der Gräfinn Castelmelhor ging von Mund zu Mund

Tiefe Stille herrschte in dem ganzen Saale, denn Jeder ahnte, daß irgend ein außerordentliches Ereigniß sich begeben haben müsse.

„Steht auf, Ximena,“ sagte die Königinn; „redet schnell, wenn Ihr unsere Hilfe anzuflehen habt, denn die letzte Minute unserer Macht ist gekommen, und diese Krone hier wird fortan meines Sohnes Haupt schmücken.“

Die Gräfinn erhob sich nicht.

„Ich bedarf der Hilfe nicht, Senhora,“ sagte sie so leise, daß es der Königinn Mühe machte, sie zu verstehen. „Nicht als Flehende erscheine ich, sondern als Klägerinn! — Nimm Deine

Krone zurück, Donna Luisa da Guzman, denn Dein Sohn hat alle seine Pflichten als Fürst und als Edelmann mit den Füßen getreten; nimm Deine Krone wieder, denn sie hat Deine edle Stirn berührt und darf nicht entehrt werden auf dem Haupte eines elenden Räubers und Meuchelmörders!"

Ein nicht zu beschreibender Lärm folgte auf diese Worte.

Einige erbebten, als sie solchergestalt den Thron bis zu seinen Grundpfeilern erschüttert sahen, Andere sprachen das Wort Verrath aus

Alle aber sprachen mit leiser Stimme und begleiteten ihre leisen Worte mit heftigen Bewegungen.

Nur Alfons schien nichts gehört zu haben. Er richtete seine Augen nach der Decke und gähnte, als hätte er seine Kinnbacken von einander reißen wollen

Die Königinn war anfangs sprachlos vor Schreck, aber bald erlangte sie durch den Zorn ihre gewöhnliche geistige Kraft wieder.

Sie gebot Allen mit einem Winke Schweigen, und sagte dann, indem sie jedes Wort mit Anstrengung aussprach:

„Weib! diejenigen, welche den König anklagen, setzen ihr Leben auf das Spiel. Beweise auf der Stelle und in diesem Augenblick das, was Du gesagt hast, oder — bei dem Kreuze von Braganza! — Du wirst Dein Leben verlieren!"

„Ich werde es auf der Stelle und in diesem Augenblick beweisen! — Ist nicht derjenige ein Elender, Senhora, welcher ein unvertheidigtes Weib beleidigt? Ist nicht derjenige ein Räuber, welcher mit bewaffneter Macht ein Kind den Armen seiner Mutter entreißt? Ist nicht derjenige ein Meuchelmörder, welcher in dunkler Nacht seine Söldlinge aussendet und friedliche Diener

ermorden läßt, die keine andere Schuld trugen, als daß sie ihre Herrschaft vertheidigten? — Das Alles hat Alfons von Portugal gethan!"

„Wer hat Dir Solches gesagt?"

„Hätte es Jemand mir gesagt, so würde ich es nicht geglaubt haben. Aber es waren meine Diener, welche gemeuchelt sind, Donna Luisa; es war meine Tochter, welche entführt wurde; ich war jenes Weib, das auf niederträchtige Art beleidigt wurde!"

Eine fahle Blässe überdeckte die Stirn der Königinn; sie bewegte ihre Lippen und war doch unfähig, einen Ton hervorzubringen; jedes ihrer Glieder zitterte.

„Senhora und sehr geehrte Mutter," sagte der König gähnend, „wenn Ihr erlaubt, so werde ich mich von Euch beurlauben, um mich in meinen Palast von Alcantara zurück zu begeben."

„Unglückliches Kind," sagte die Königinn, indem sie sich fast an das Ohr ihres Sohnes neigte „hast Du denn nicht gehört? Wirst Du Dich nicht vertheidigen?"

„Es ist die Mutter des kleinen Grafen," sagte Alfons ganz ruhig; „ihre Edelleute haben sich ganz vorzüglich vertheidigt, und wir haben ein kostbares Hallali gehabt!"

„Es ist also wahr! es ist wahr!" rief die Königinn außer sich aus; „der Erbe von Braganza ist also ein —!"

Sie sprach das Wort nicht aus, welches auf ihrer Zunge schwebte. Indem sie eine gewaltsame Anstrengung machte, gelang es ihr. die würdige und stolze Haltung, durch welche sie sich meist auszeichnete, wieder zu erlangen.

„Senhores!" sagte sie und setzte die Krone wieder auf ihren

Kopf; „noch bin ich Königinn, und es soll geschehen, was recht ist!"

„Wir bitten Euere Majestät," riefen mehre Edelleute zu gleicher Zeit, „Rücksicht zu nehmen auf —"

„Wem sein Leben lieb ist, der schweig!" gebot Donna Luisa in heftigem Tone. „Du aber, Ximena," fuhr sie dann mit bitterm Ausdruck der Stimme fort, „erhebe Dich, wenn Du nicht eine fernere Anklage gegen das Blut von Braganza vorzubringen hast."

Die Gräfinn erhob sich schweigend.

„Und nun, Dom Alfonso," fuhr die Königinn fort, „sagt an, was Ihr mit jenem jungen Mädchen begannet?"

„Mit welchem jungen Mädchen?" fragte der König.

Donna Luisa blickte die Gräfinn fragend an.

„Mit Inez von Cadaval," antwortete diese.

„Das ist die Braut des kleinen Spitzbuben von einem Grafen," sagte Alfons ruhig.

Bei dieser Bemerkung ließ sich ein sehr unehrerbietiges Lachen an dem andern Ende des Saales vernehmen.

Die Geistlichen, Edelleute und Bürger erbebten, denn bei den seltenen Gelegenheiten, bei welchen sich Donna Luisa von ihrem Zorn hinreißen ließ, wandelte sich ihre ganze Natur für einen Augenblick um: sie trieb dann die Heftigkeit bis zur Grausamkeit.

Alle Anwesenden blickten nach jenem Punkte des Saales, von welchem das schallende Gelächter ausging.

Dort standen neben einer Thür zwei Männer, welche in die Tracht der königlichen Garde gekleidet waren.

Einer von den Beiden war der Schuldige, aber weit ent-

fernt, über den Fehltritt erschreckt zu sein, welchen er begangen hatte, fuhr er vielmehr fort, vor der ganzen Versammlung recht herzlich zu lachen.

Gegen die allgemeine Erwartung wurde die Königinn nicht zornig; ihr Herz war zu tief verwundet, als daß sie auf jenen jämmerlichen Zufall nur die geringste Aufmerksamkeit hätte richten können.

„Bringt den Menschen hinaus," sagte sie nur.

Aber der Gardist ließ sich nicht etwa zu der Thür hinauswerfen, sondern entging den Händen Derer, welche gegen ihn ausgesandt waren, schritt langsam durch den Saal und blieb erst vor den Stufen des Thrones stehen.

Hier verneigte er sich auf jene elegante Weise, welche nach der Aussage der Lakaien Jedermann am Hofe von Frankreich besaß, während sie sonst nirgends gefunden wurde.

„Wenn es mir erlaubt würde," sagte er in hochtrabendem Tone, „meine Stimme laut werden zu lassen in Gegenwart dieser erhabenen Versammlung, welche man nur mit einer Versammlung der heidnischen Götter auf hohem Olymp vergleichen kann, bei welcher in Jupiters Abwesenheit Juno den Vorsitz führt; wenn es mir, sage ich, einem armen Edelmann, erlaubt wäre, meine Stimme laut werden zu lassen —"

„Hört nur den wackern Burschen an!" rief Alfons erheitert aus; „ich kenne ihn: er wird uns gewiß eine Geschichte von seinen ruhmreichen Vorfahren zu erzählen haben! — Rede nur, Kamerad! Du kannst Dich rühmen, minder langweilig zu sein, als all' das andere Volk, selbst die Mutter des kleinen Grafen mit einbegriffen, welche doch, wie ich wetten möchte, eine sehr ehrbare Dame ist."

In Folge eines Instinkts, wie man ihn bei Ertrinkenden findet, die nach jedem Grashalme greifen, der kaum den hundertsten Theil ihres Gewichts zu tragen im Stande sein würde, hoffte auch die Königinn jetzt werthvolle Aufschlüsse von dem geheimnißvollen Unbekannten, und anstatt ihren ersten Befehl zu wiederholen, sagte sie vielmehr mit sanfter Stimme:

„Unsere Augenblicke sind kostbar; redet, wenn Ihr uns irgend etwas mitzutheilen habt, aber faßt Euch mit möglichster Kürze."

„Ich werde mich bemühen, den hochgeehrten Willen Euerer erlauchten Majestät zu erfüllen," antwortete der schöne Cavalier von Padua und verneigte sich abermals auf die anmuthigste Weise. „Nur Eins habe ich zu sagen, aber dieses Eine ist von Wichtigkeit. Die edle Gräfinn von Castelmelhor irrt sich: es war keineswegs Seine Majestät König Alfons von Portugal, welcher die junge Erbinn von Cadaval entführt hat."

„Sagst Du die Wahrheit?" rief die Königinn aus

„Gott ist mein Zeuge, daß mein Herz rein und ohne Verstellung ist.

„Aber," sagte Ximena, „ich habe gesehen — ich habe gehört —"

„Das ist gerade das Lustige! — das heißt, der Himmel bewahre mich, irgend ein unbedachtes Wort an diesem Orte auszusprechen, welchen ich einem Tempel gleich verehre! Also: das ist gerade das Ueberraschende! Ihr sahet, edle Gräfinn, wie ein Mann, welcher die königliche Livrée trug, Euer Mündel entführte; Ihr hörtet, wie er den Namen des Königs aussprach: und dennoch war das nur eine List jenes Bösewichts, jenes höllischen Satans, jenes Ungeheuers, welchen der stinkendste

Schlund des schwarzen Tartarus ausgespieen — mit einem Worte: des Antonio Conti."

„Nur kein Wort mehr von Conti!" sagte der König, der zu schlummern begann.

„Antonio Conti," fuhr der Paduaner fort, „hatte Donna Inez für sich selbst entführt, und ich kann ein Wörtchen davon sprechen, weil er mich, der ich hier mit Eurer Majestät spreche, hatte zwingen wollen, ihn bei seinen ehrlosen Plänen zu unterstützen. — Mögen meine ruhmvollen Vorfahren ihm verzeihen, daß er wagen konnte, mich auf solche Art zu beleidigen!"

„Conti soll auf der Stelle herbeigeführt werden," befahl die Königinn.

„Euere sehr erlauchte Majestät werden verzeihen, aber ein solcher Befehl möchte schwer auszuführen sein. Dort sitzt ein rechtschaffener Alt- und Gilde-Meister (er zeigte auf Gaspar Orta Vaz), welcher als guter Bürger es auf sich genommen hat, Conti nach Brasilien einzuschiffen, wobei er ihm statt des Abschiedskusses einen wackern Schlag mit seiner alten Hellebarde über die Schultern gab."

Gaspar hätte hundert Fuß tief in den Erdboden versinken mögen; er wagte nicht, die Augen aufzurichten, weil er meinte, daß er der Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit sei.

In der That dachte jedoch von allen Anwesenden nicht Einer an ihn.

Die Gräfinn war abermals niedergekniect.

„Ich bitte Euere Majestät, mir zu verzeihen," sagte sie. „Nur um Inez willen war ich gekommen. Die mir persönlich widerfahrene Beleidigung ist mir gleichgiltig, und das Leben

meiner Diener gehörte dem Könige von Portugal. Ich nehme meine Worte zurück, wenn Solches nöthig ist."

„Nicht ein Wort mehr, Gräfinn," sagte die Königinn.

„Auf solche Weise ist also Alles wieder geordnet," rief der Paduaner entzückt aus, „und ich danke meinem guten Glück, daß es mir die Gelegenheit verliehen hat, meinem Königshause einen so ausgezeichneten Dienst zu leisten."

Die Königinn hatte ihre Brauen zusammengezogen und schien in Nachdenken versunken.

Alfons war fest eingeschlafen.

Donna Luisa war vielleicht von allen Gegenwärtigen die Einzige, welche durch die Anklage der Gräfinn überrascht war.

Man hatte ihr, wie wir bereits erzählten, alle Ausschweifungen ihres Sohnes verhehlt, und außerdem trug sie selbst zur Verlängerung ihres Irrthumes bei, indem sie sich weigerte, den geheimen Winken, welche ihr von manchen Seiten wurden, Glauben beizumessen

Daher wurde sie tief im Innersten ihres Herzens durch die Enthüllung verwundet, welche ihr jetzt geworden war.

Macarone's Worte, welche anfangs eine Art von Balsam für ihre Wunde gewesen waren, gewährten ihr nur einen kurzen, vergänglichen Trost.

Was konnte es sie auch kümmern, ob Alfons Inez von Cadaval entführt hatte oder nicht? War er auch unschuldig an dieser Entführung, so blieb er darum nicht weniger unfähig, die Königskrone zu tragen.

Es handelte sich jetzt nur darum, zu erfahren, ob die geheimen Berichte, welche sie bisher für die Erzeugnisse des Uebelwollens oder Verraths gehalten, Wahrheit oder Lüge enthielten,

und das Zeugniß der Donna Ximena, auf welche sie ein vollkommenes Vertrauen setzte, bewies ihr mehr als genügend die Wahrheit derselben.

Die Königinn liebte ihren Sohu leidenschaftlich, und vielleicht liebte sie ihn in Folge jenes geheimnißvollen und erhabenen Instinkts der Mutter um so mehr, je mehr sie seine Jämmerlichkeit erkannte; aber ihr Herz war ein wahrhaft königliches, und der Gedanke, auf den Thron Joao's IV. einen Geistesschwachen zu setzen, empörte sie.

Sie warf einen Blick der bittersten Verzweiflung auf den eingeschlafenen Alfons und wandte sich dann wieder an die Versammlung.

„Senhores," sagte sie, „wir hatten Euch berufen, um der Krönung unsers Sohnes beizuwohnen. Gott hat jedoch nicht gewollt, daß wir heute das Scepter unsers Herrn und Gemahls in den Händen eines würdigen Erben sehen sollten. — Wir erlauben Euch, wieder auseinander zu gehen und vertagen Euch bis zu der Zeit, wo wir die allgemeinen Stände des Königreichs berufen werden."

Niemand wagte eine Antwort, und die Versammlung trennte sich in düsterm Schweigen.

„Saldanha," sagte die Königinn noch, bevor sie ging, „Ihr steht uns für die Person des Dom Alfons von Braganza. Er soll den Palast von Xabregas nicht wieder verlassen"

Gestützt auf des Infanten Arm kehrte Donna Luisa in das Kloster da Mai de Deos zurück.

Miguel da Mello da Torres und die Gräfinn von Castelmelhor folgten ihr auf ihren Befehl.

Man muß annehmen, daß es die Absicht der Königinn war, die Successions-Frage den versammelten allgemeinen Ständen zur Beantwortung vorzulegen. Vielleicht wäre durch diese Maßregel dem armen Portugal die Regierung Alfons VI. erspart worden, allein die Vorsehung hatte es anders bestimmt.

Kaum war Donna Luisa in ihre Gemächer im Kloster der Mutter Gottes zurückgekehrt, als ihre erzwungene Kraft, das Resultat eines kräftigen Willens, sie mit einem Male verließ.

So lange sie der Versammlung gegenüber gesessen hatte, hatte ihr Stolz als Königinn und Mutter sie aufrecht erhalten; als sie aber jetzt allein war mit ihrem Beichtvater und mit derjenigen, welche sie seit langen Jahren ihre Tochter nannte, da ließ sie ohne Hehl die tödtliche Tiefe ihrer Wunde schauen.

Sie hatte sich niedergesetzt, sobald sie eingetreten war; ihre Augen starrten nach einer Richtung, ihre Zähne waren fest zusammengebissen und alle ihre Glieder waren regungslos.

Donna Ximena stand neben ihr und hätte selbst um den Preis ihres Lebens die Verzweiflung beruhigen mögen, deren Ursache sie war.

Von Zeit zu Zeit befühlte Miguel da Mello den Puls der Königinn und schüttelte dann schweigend den Kopf.

Nach einer Stunde etwa verlor der Blick der Donna Luisa da Guzman seine Starrheit und wandte sich gegen die Gräfinn.

Ein wehmüthiges Lächeln erschien nun auf ihren Lippen.

„Ximena," sagte sie mit einer so veränderten Stimme, daß der Priester eine Regung des Schauders nicht zu unterdrücken vermochte, „erinnerst Du Dich noch, meine Tochter? — Ich

sagte eines Tages zu Dir: Wenn er je seine Pflichten als König und Edelmann vergißt —"

„Gnade! Gnade!" flehete die Gräfinn, deren Herz blutete.

Aber die Königinn fuhr fort, während ihre Stimme immer schwächer wurde:

„— wenn er je seiner Ehre untreu wird, so sag es mir nicht, Ximena, — denn ich würde Dir glauben — und würde sterben!"

Die Gräfinn rang ihre Hände und umfaßte die Kniee der Königinn.

„Und dennoch hast Du es mir gesagt," fuhr die Königinn fort. „Ja! Du hast es mir gesagt — und ich habe grausam geduldet. — Leb wohl, meine Tochter!"

Der Priester und die Gräfinn sanken weinend auf ihre Knie.

Donna Luisa da Guzman war nicht mehr.

---

4. Die Zwillinge.

Am folgenden Tage wurde Alfons von Braganza in dem Saale des Palastes Xabregas feierlich vor derselben Versammlung gekrönt, welche Tags zuvor seiner Beschimpfung beigewohnt hatte.

Zu seiner Seite und zwar so nahe dem Throne, daß die Franzen des Thronhimmels seine Stirn berührten, stand Dom Luis da Suza, Graf von Castelmelhor.

Alfons schien weder heiter, noch bekümmert. Er gähnte manches Mal während der Ceremonie und überhob sich der Pflicht, dem Leichenbegängniß seiner Mutter beizuwohnen, indem er als Vorwand angab, daß er bereits seit zwei Tagen seine spanischen Stiere nicht gesehen habe.

Der größte Theil der Großen folgte, halb erfreut über Conti's Verschwinden, dem Könige nach dem Palaste von Alcantara.

Castelmelhor war zwar ebenfalls ein Günstling, allein er war von hoher Geburt, und man konnte daher nach der Jurisprudenz der Hofleute sich in seine Launen fügen und vor seinem Willen beugen, ohne dadurch entehrt zu werden.

Der König ernannte ihn noch an dem Tage seiner Krönung zum Staatsminister und Statthalter von Lissabon.

Einige Tage nach dem Tode der Königinn waren alle Mitglieder des Hauses Suza in jenem Saale des Palastes Suza versammelt, in welchem bereits mehre in dieser Erzählung geschilderte Scenen stattfanden.

Die Gräfinn, Donna Inez und Vascencellos waren in Reisekleidern.

Castelmelhor war auf die prachtvollste Weise als Hofmann gekleidet.

Auf dem Hofe des Palastes warteten mehre bespannte Kutschen.

„So lebt denn wohl, Senhora!" sagte Castelmelhor, indem er die Hand seiner Mutter küßte; „leb wohl, mein Bruder! seid glücklich!"

„Dom Luis," antwortete die Gräfinn, „ich habe Euch verziehen. Ihr seid jetzt der Mächtigste im Königreich, aber seid auch der treueste Unterthan."

„Dom Luis," sagte Vasconcellos seinerseits; „ich habe Dir nicht verziehen, denn ich habe nie Zorn gegen Dich im Herzen gehegt. Aber ich habe Dich beurtheilt: wenn Du mir jetzt die Hand der Donna Inez abtrittst, so thust Du das nur, weil Du zu hoch gestellt zu sein glaubst, um noch ihres Vermögens zu bedürfen."

„Vasconcellos!" sagte Dom Luis.

„Ich kenne Dich," entgegnete der Angeredete.

Dann trat er mit einem Male seinem Bruder näher und sagte mit leiser Stimme zu ihm:

„Gott befohlen, Dom Luis! Ich gehe weit von hier, sehr

weit, um nicht von Dir sprechen zu hören. Wenn aber die Stimme des Volkes von Lissabon einmal so laut werden sollte, daß sie bis an meine Ohren dränge, wenn ich vernehmen sollte, daß Suza in Vintimiglia's Spuren getreten sei, so würde ich zurückkehren, Senhor Graf, denn ich habe einen Eid auf dem Todtenbette meines Vaters abgelegt."

Castelmelhor verneigte sich kalt, küßte Inez' Hand und nannte dieselbe seine Schwester.

Dann ging er, um sich zu dem Könige zurück zu begeben.

Die übrigen Mitglieder des Hauses Suza nahmen Platz in einer Kutsche, und der Kutscher hieb die Pferde an.

„Ist es weit von hier bis zu dem Schlosse Vasconcellos?" fragte ein Fremder einen Bedienten der Gräfinn.

„Sechs Tagereisen."

„Nicht weiter? — Dann werde ich mit Euch gehen."

„Zu Fuß?" fragte der erstaunte Bediente.

„Warum nicht?" lautete die ruhige Gegenfrage des Fremden.

In diesem Augenblick setzte sich die Kutsche in Bewegung, in welcher die beiden Damen und Simon saßen, und rollte an den beiden Sprechenden vorüber.

Simon blickte zufällig nach der Seite, wo dieselben standen. Er erkannte Baltazar.

„Möge Gott mir meinen Undank verzeihen!" rief er aus. „Ich hätte beinahe den Mann vergessen, welcher mir zwei Mal das Leben gerettet hat, — den Mann, der sogar noch mehr für mich gethan hat!" fügte er dann hinzu, indem er einen zärtlichen Blick auf Inez warf.

Die Kutsche hielt.

Als sie sich von Neuem in Bewegung setzte, saß Baltazar, der erfreut und verlegen zu gleicher Zeit war, zum großen Staunen der Livreebedienten des Hauses Suza zwischen Simon und der Gräfinn.

---

5. Das Vorzimmer.

Sieben Jahre waren verflossen.

Es war gegen Ende des Winters im Jahre 1669.

In dem Vorzimmer Seiner Herrlichkeit, des Lord Richard Fanshaw, welcher Seine Majestät den König Karl II. von England in Lissabon vertrat, finden wir zwei von unsern alten Bekannten wieder, nemlich Baltazar und den schönen Paduaner Ascanio Macarone dell' Acquamonda.

Baltazar hatte sich nicht verändert.

Das war noch immer dasselbe einfache, offene, etwas kindliche Antlitz, getragen von einem herkulischen Torso und von Beinen, wie sie für solch einen Torso paßten. Er trug eine Livree von rothem Tuch mit azurblauen Aufschlägen, was ein Zeichen war, daß er im Dienste des Gesandten stand.

Ascanio war dagegen sichtlich gealtert.

Die zierlichen Locken seines prachtvollen Hauptthaares waren aus dem Schwarzen in das Graue übergegangen; seine langen weißen Hände waren mit Runzeln bedeckt; ein von weißlichen Adern durchzogenes Scharlach, das Aehnlichkeit mit dem Mar-

mor der Pyrenäen hatte, ersetzte die sammetartige Frische seiner Wangen.

Dagegen schmückte ihn noch immer sein verführerisches Lächeln und die unvergleichliche Anmuth seiner Haltung.

Seine Kleidung hatte fast in demselben Grade gewonnen, wie sein Körper verloren hatte

Er trug noch immer die galante Uniform der königlichen Patrouille, aber sein Wamms war von Sammet, seine Beinkleider und seine Schärpe von der feinsten Seide, und seine weichen Stiefel mit silbernen Sporen verschwanden fast unter einem Wellenmeere von brabanter Spitzen. An seinem Hute blitzte der weiße Stern, das Zeichen der Ritter vom Firmament, aber es war dieser Stern nicht mehr von Tombak, wie früher, sondern er strahlte, gleich einem wirklichen Stern, denn er war aus fünf Diamanten zusammen gesetzt, deren jeder mindestens tausend Realen werth war.

Der schöne Cavalier von Padua war nämlich zu höhern Graden emporgestiegen

Er war jetzt nichts weniger, als Hauptmann der Ritter vom Firmament, und rühmte sich gegen Jeden, daß er das vollkommenste Vertrauen seines hohen Gönners, Luis da Suza, Grafen von Castelmelhor und Günstlings des Königs Dom Alfons, besitze.

Dieser König Dom Alfons führte sein Scepter mit zitternder Hand, und es herrschte daher eine schreckliche Anarchie in Lissabon.

Die meisten Aemter, welche in Portugal gewöhnlich auf drei Jahre verliehen werden, waren mit Castelmelhors Creaturen besetzt; aber das Volk war gegen ihn, und selbst die kö-

nigliche Patrouille, deren Ansehen er bedeutend vermindert hatte, war ihm nicht hold.

Macarone, dessen Charakter unsere Leser bereits kennen, schmeichelte Castelmelhor und schrie dennoch gern mit seinen Kameraden:

„Nieder mit dem Günstlinge!"

Baltazar und er waren also einander im Vorzimmer des Lord Richard Fanshaw begegnet, und Ascanio erwartete, während er auf- und abging, daß es Seiner Herrlichkeit gefallen möchte, ihn zu empfangen.

„Freund Baltazar," sagte er, „ich habe eine undeutliche Erinnerung an einen tadelnswerthen Possen, den Du mir einstmals spieltest, — noch zu den Zeiten der seligen Königinn, welche Gott im Himmel segnen wolle, denn im Himmel wird sie doch jedenfalls sein. — Das war ein sehr schlechter Spaß, Kamerad. Aber ich grolle deßhalb nicht mehr. — Schlag ein, Freund Baltazar!"

Baltazar reichte seine breite Hand hin und schloß sie um die schmalen Finger des Paduaners

„Nun," nahm der letztere wieder das Wort, „keine Feindschaft mehr zwischen uns! — Sag mir, hast Du eine gute Stellung bei Mylord?"

„Keine schlechte."

„Desto besser! Ich habe stets den lebhaftesten Antheil an Dir genommen. — Ist seine Herrlichkeit freigebig?"

„Ziemlich."

„Bravo! — Ich freue mich, Dich zufrieden zu sehen. — Ach, wer ist denn jetzt bei ihm?"

„Der Mönch."

„Der Mönch!“ wiederholte Macarone; „der kommt also auch zu dem Engländer?“

„Ja.“

„Und — Du kennst diesen Mönch, Freund Baltazar?“

„Nein.“

„Das wundert mich! — Du bist noch immer eben so schweigsam, wie sonst. — „Keine schlechte,“ „ziemlich,“ „ja,“ „nein“ — das ist keine Unterhaltung, Kamerad! — Was zum Teufel! wenn man sieben Jahre getrennt gewesen ist und findet sich dann wieder — Aber, komm her, setz Dich neben mich und laß uns plaudern.“

Baltazar ließ sich nach einem Stuhle ziehen und setzte sich mit außerordentlich gleichgiltiger Stimme nieder.

„Während dieser sieben Jahre,“ nahm der Paduaner wieder das Wort, „mußt Du doch manches Abenteuer erlebt haben. Erzähle mir, wie es Dir gegangen ist.“

„Ich folgte Dom Simon nach dem Schlosse Vasconcellos,“ sagte Baltazar. „Und dann kehrte ich nach Lissabon zurück.“

„Das ist eine sehr interessante Geschichte, Kamerad, und durchaus nicht langweilig. — Du hast Dich also von Dom Simon getrennt?“

Baltazar machte eine zweideutige Bewegung.

„Ich weiß nicht, ob er noch lebt, oder ob er todt ist,“ antwortete er.

„Wahrhaftig?“

„Als der arme Senhor seine junge Gattinn, Donna Inez da Cadaval, verloren hatte, welche vor drei Jahren, in demselben Jahre mit der Gräfinn Wittwe, starb, da hätte er beinahe den Verstand verloren. — Und er hatte auch Grund dazu, denn

Donna Inez war ein Engel. — Er reiste nach Frankreich, — ich folgte ihm, allein ich kehrte allein zurück."

„Warum?"

„Das ist eine gleichgiltige Sache, — ich kehrte allein zurück!"

„Immer verschwiegen," sagte Macarone; „aber die Verschwiegenheit ist mir gegenüber unnütz: ich errathe. Dom Simon blieb in Frankreich auf den Knieen vor der schönen Isabelle von Nemours-Savoyen, welche jetzt Königinn von Portugal ist."

„Davon habe ich nie etwas gehört."

„Mach Andere dumm, Gevatter! — Vasconcellos war in die Königinn verliebt, und lebt er noch, so ist er auch noch in sie verliebt."

Der aufmerksamste Beobachter würde in Baltazars breitem Antlitz keinen einzigen Muskel zucken gesehen haben.

Der ehemalige Trompeter begnügte sich zu antworten:

„Wollte Gott, daß er noch lebte, Senhor Ascanio!"

„Amen!" sagte Ascanio. „Aber nun laß uns von uns sprechen. Wir leben in einer Zeit, Freund Baltazar, in welcher ein braver Kerl, wie Du, es in kurzer Zeit recht weit bringen kann. Ich, der ich mit Dir spreche, habe es wozu gebracht, wie Du siehst."

Während der Paduaner diese Worte sagte, ließ er die Federn auf seinem Hute wogen und spielte nachlässig mit den silbernen Franzen seiner Schärpe.

„Ja," fuhr er fort, „jetzt führe ich ein Leben, wie es meiner hochadligen Herkunft angemessen ist. Ich bin Hofmann und der liebe Graf hält große Stücke auf mich."

„Welcher Graf?“ fragte Baltazar.

„Der große Graf — Luis da Suza! — Es giebt nur einen Grafen in Lissabon, so wie es auch nur einen Mönch hier giebt. — Nun, mein Kind, Du mußt meinem Beispiele folgen. Bevor ein Jahr vergangen ist, wirst Du einen Degen mit vergoldetem Griff und ein sammetnes Wamms, wie ich, tragen.“

„Und was habt Ihr denn gethan, um das Alles zu verdienen!“

„Ich habe dem Einen und habe dem Andern gedient, oft auch der ganzen Welt zu gleicher Zeit. Du verstehst mich nicht? — Ich werde mich deutlicher erklären. In Lissabon giebt es jetzt in jedem Winkel Verschwörungen; Bürger, Priester und Edelleute machen sich dieses unschuldige Vergnügen. Nun zähle 'mal an Deinen Fingern nach: da ist eine Partei des Infanten, und eine Partei der Königinn, und eine Partei des Grafen, und eine englische Partei, und eine spanische Partei —“

„Das macht fünf Parteien,“ sagte Baltazar, „aber Ihr habt noch eine sechste Partei vergessen, Senhor.“

„Welche?“ fragte der erstaunte Paduaner.

„Die Partei des Dom Alfons von Braganza, Königs von Portugal.“

Macarone lachte laut auf.

Dann sagte er:

„Man sieht, mein Freund, daß Du aus der Ferne zurückkehrst. Eine Partei des Königs! — Wahrhaftig, das ist ein grotesker Einfall, und ich werde dem lieben Grafen einen rechten Spaß machen, wenn ich ihm das morgen bei seinem Lever erzähle. — Aber wir wollen fortfahren: die Partei der Königinn ist sehr zahlreich und es gehört der größte Theil des Adels

zu derselben, weil die Königinn sehr schön und der Adel närrisch ist. Die Partei des Infanten ist nur schwach, aber Manche behaupten, daß sie sich leicht mit der Partei der Königinn vereinigen könnte, und dann würde man alle Achtung vor ihr haben müssen. — Die Partei Castelmelhors besteht aus mir und allen Beamten des Landes; sie ist eine gewichtige Partei und die öffentlichen Kassen stehen ihr zu Gebote. — Die englische Partei besteht aus mir und dem Volke; das ist eine ganz hübsche Partei, denn Lord Richard spart die Guineen nicht. — Dann kommt endlich die spanische Partei, welche aus mir und den Rittern vom Firmament besteht. Diese Partei ist durchaus nicht zu verachten wegen der Pistolen, die ihr von Madrid zufließen, schwer, breit und vom feinsten Golde sind."

„So dient Ihr also drei Herren zu gleicher Zeit," sagte Baltazar.

„Das ist sehr wenig, wie ich gestehen muß," versetzte Macarone mit bescheidener Miene; „aber der Infant und die Königinn haben nicht eine Dublone in ihrer Kasse."

„Wenn es mir aber zufällig einfallen sollte, diese Unterhaltung dem Mylord mitzutheilen?"

„Dann würdest Du mir lediglich vorarbeiten, mein trefflicher Freund," sagte Ascanio, ohne die Fassung zu verlieren. „Ich bin eben gekommen, um Mylord die beiden andern Parteien zu verkaufen, welche die Ehre haben, mich zu den Ihrigen zu zählen. — Glaub mir, Du hast mich manches Mal getäuscht, aber versuche nicht, das nochmals zu thun."

„Es fällt mir das auch gar nicht ein," antwortete Baltazar; „ich spaßte nur."

„Deine Späße sind unheimlicher Art, mein Freund. Allein

mag das sein, — ich bedarf Deiner. Willst Du mir Deine Dienste leihen?"

„Nein."

„Willst Du mir dieselben verkaufen?"

„Ja, — vorausgesetzt, daß Vasconcellos nicht zurückkehrt und meine Dienste in Anspruch nimmt, und daß jene Dienste, welche ich Euch verkaufe, meinen Pflichten gegen Mylord nicht entgegen sind."

„Es sei. Was Vasconcellos betrifft, so lege ich meine Achtung auf sein Grab nieder; was aber Mylord betrifft, so bin ich weit entfernt, ihm zu schaden, sondern will vielmehr Freude und Glück unter sein Dach einführen."

Bei diesen Worten strich Ascanio seinen Schnauzbart, rundete seine Arme und wiegte sich auf einem Beine, indem er eine sentimentale Miene annahm.

„O Du," sagte er, „glücklicher Baltazar, der mit ihr dieselbe Luft athmest, — verstehst Du mich nicht?"

„Nein," antwortete Baltazar.

„Fort mit den kalten Berechnungen der Politik!" rief Macarone feuriger werdend aus; „lassen wir für einen Augenblick die Staats-Hämorrhoiden und sprechen wir von jenen süßen Gefühlen, welche die Wonne der Unsterblichen sind in ihrem olympischen Palaste."

„Nun verstehe ich Euch!" unterbrach Baltazar den Sprechenden; „Ihr seid in die schöne Kammerjungfer der Miß Fanshaw verliebt."

„Pfui doch! — ich in eine Kammerjungfer verliebt! Die berühmten Macarone, welche zu den Zeiten der Kreuzzüge in Palästina verstorben sind, würden sich in ihren Gräbern um-

wenden! — Aber dennoch ist an dem, was Du sagtest, etwas Wahres, — ich bin verliebt! — hörst Du wohl? — ich bin verliebt."

„Ich höre es."

„Ich, der unbesiegliche Ascanio, ich, dessen Herz von dreifachem Erz umpanzert schien, ich habe die Macht des kleinen Schalks empfunden, der mit seinen Pfeilen — Mit einem Wort, Kamerad," fuhr Macarone fort, indem er mit einem Male wieder in einen ruhigen Ton einstimmte, „ich denke daran, mich zu verheirathen."

„Das ist eine lobenswerthe Idee, Senhor Ascanio."

„Und ich habe meine Augen auf Miß Arabella Fanshaw geworfen —"

„Auf Mylords Tochter?"

„Auf Mylords reizende Tochter."

Baltazar vermochte sich eines Lächelns nicht zu erwehren.

„Das wäre ein hübsches Paar!" dachte er.

„Nun?" fragte Ascanio.

„Nun?" wiederholte Baltazar.

„Was sagst Du dazu?"

„Nichts."

„Dein Schweigen ist beredt. — Du billigst mein Thun und willigst ein, mir zu dienen?"

„Was soll ich für Euch thun?"

„Bst!" machte der Paduaner.

Dann erhob er sich und schlich auf den Zehen rund herum im Vorzimmer, um sich zu überzeugen, daß alle Thüren wohl geschlossen seien und kein unberufenes Ohr sie belausche.

Nachdem diese Pflicht eines zartsinnigen Liebhabers erfüllt war, kehrte er zu Baltazar zurück und zog aus seiner Tasche ein Briefchen, welches sorgsam zusammen gelegt und mit einem Faden von rosenfarbener Seide zugebunden war.

Bevor er dieses Briefchen Baltazar übergab, küßte er es auf beiden Seiten.

„Freund," sagte er, „ich vertraue Dir das Glück meines Lebens an."

„Es liegt in guten Händen, Senhor Ascanio," entgegnete Baltazar.

Er nahm das Liebesbriefchen und steckte es in seine Tasche.

Dann schien ihm plötzlich etwas einzufallen und er fuhr fort:

„Vielleicht wäre es Euch lieb, wenn das Briefchen auf der Stelle abgegeben würde?"

„Auf der Stelle! — Das ist ein Gedanke, welcher Dir Ehre macht, Baltazar, und — verlaß Dich auf mein Wort — Du sollst keinen Undankbaren verpflichtet haben!"

Baltazar ging, um sich seiner galanten Botschaft zu entledigen.

Kaum hatte er den Rücken gewandt, als Macarone nach der Thür eilte, welche in das Kabinet des Lord Fanshaw führte.

Er legte sein Ohr an das Schloß, allein er hörte nichts

Da änderte er die Taktik und brachte sein Auge dahin, wo vordem sein Ohr gewesen war.

„Der Mönch!" murmelte er; „es ist wirklich der Mönch! — Und immer die Kapuze über die Augen gezogen! — Keine

Möglichkeit, sein Angesicht zu sehen! — Es muß diesem Manne sehr daran gelegen sein, in der Verborgenheit zu bleiben!"

Er richtete sich wieder auf und kreuzte seine Arme auf seiner Brust. Seine Stirn war in Falten gelegt; seine Brauen näherten sich einander mehr und mehr.

Alle seine Züge deuteten auf die innere Arbeit eines Mannes, welcher seinen Geist anstrengt, um ein Räthsel zu errathen.

„Hinter einem Geheimniß," fuhr er dann fort, „liegt stets Geld, — Geld für denjenigen, welcher es entdeckt; — bisweilen auch Dolchstöße; aber, bah! ich muß das Geheimniß dieses hochwürdigen Vaters entdecken!"

Er legte nochmals das Auge an das Schloß.

„Das ist wundersam! Er hat seine Kapuze selbst in Mylords Gegenwart über das Gesicht geschlagen! — Dieser Mensch reizt meine Neugierde im höchsten Grade! Zehn Pistolen würde ich darum geben, könnte ich ihm diese Maske entreißen, hinter welcher er sich ohne Unterlaß verbirgt. — Allenthalben begegne ich ihm: bei dem Könige, bei dem Infant, sogar bei dem Graf — und nun sogar bei Mylord! Das geht über alle Schranken hinaus! Er muß nothwendig ein Interesse dabei haben, mit Menschen in Berührung zu treten, welche feindlich einander gegenüber stehen, welche den einander entgegenstehenden Parteien angehören. — Ist er etwa ein Concurrent von mir?"

Während er sich von der Thür entfernte, an welcher er gelauscht hatte, vernahm er einen metallenen Klang aus dem Kabinet des Gesandten

Er beeilte sich, zum dritten Male sein neugieriges Auge an das Schlüsselloch zu legen.

„Gold!" rief er aus, indem er seine beiden Hände gegen einander preßte.

Der Engländer hatte einen Koffer geöffnet, welcher gerade der Thür gegenüber stand. Er fuhr zu wiederholten Malen mit der Hand in denselben und zog sie jedes Mal mit Goldstücken gefüllt wieder heraus.

Der Mönch stand regungslos da.

Als Richard Fanshaw eine hinreichende Summe aus dem Koffer genommen hatte, nahm er sich die Mühe, dieselbe in eigner Person zu zählen, steckte sie dann in eine weite und prachtvolle Börse und übergab diese unter achtungsvoller Verneigung dem Mönche.

„Teufel!" brummte Macarone, „der bedankt sich noch obendrein für den Handel! Wer weiß? vielleicht will er zu ihm sagen: Euer Hochwürden sind zu gütig, mir die Last meiner Guineen abzunehmen, und ich danke aus dem Grunde meines Herzens."

Lord Richard und der Mönch kamen in diesem Augenblick der Thür näher.

Der Paduaner hatte kaum noch hinreichend Zeit, um auf die Seite zu springen.

Die Thür öffnete sich.

„Ich bin Euer Hochwürden sehr verbunden," sagte Richard Fanshaw, „und bitte Dieselben, meines aufrichtigsten Dankes gewiß zu sein."

„Auf morgen," sagte der Mönch.

„So oft und wann es Euer Hochwürden beliebt, stehe ich zu Dero Diensten!"

Der Mönch ging.

Richard Fanshaw rieb mit zufriedener Miene seine Hände.

Was den schönen Cavalier von Padua betrifft, so stand er ganz verdutzt da.

„In dem Beutel waren mindestens fünfhundert Guineen," dachte er; „und er dankt ihm noch!"

---

6. Das Kabinet.

Lord Richard Fanshaw kehrte in sein Kabinet zurück, ohne den Paduaner zu bemerken, der sich in eine Ecke drängte.

„Er sieht recht zufrieden aus," dachte Macarone; „es ist klar, daß es hier eine Intrigue giebt, deren Fäden ich nicht in der Hand halte. — Bildet sich etwa eine sechste Partei?"

In diesem Augenblick kam Baltazar zurück.

„Nun?" fragte der Paduaner lebhaft.

„Ich habe den Brief abgegeben."

„Hat man geruht —?"

„Ohne Zweifel."

„Was! die reizende Arabella hat die Buchstaben gelesen, welche der demüthigste ihrer Sklaven mit eigener Hand geschrieben hatte?"

„Sie hat noch mehr gethan."

„Was höre ich!" rief Macarone aus und zog seinen Filz vom Haupte; „darf ich auf so großes Glück hoffen? Hat sie sich herabgelassen, mir eine Antwort zu schreiben?"

„Sie hat noch mehr gethan," sagte Baltazar abermals.

Der schöne Cavalier von Padua nahm eine theatralische Haltung an.

„Baltazar," seufzte er, „rede schnell, oder mein armes Herz verblutet!"

„Miß Arabella bewilligt Euch ein Stelldichein, Senhor Ascanio."

„Ein Stelldichein! — O Wonne des irdischen Paradieses! — O Glückseligkeit des Himmels! — Aber wo? — wann? — so antworte doch!"

„Morgen Abend in dem Garten des Hotels, und hier ist der Schlüssel zu der Gitterthür."

„Ist das kein Traum? — Es scheint wahrhaftig gewiß, daß ich mich verheirathen werde," rief Macarone aus, indem er den Schlüssel ergriff.

„Aber Verschwiegenheit!" sagte Baltazar.

„Ich bin stumm, wie das Grab," versicherte Ascanio, indem er die Hand auf sein Herz legte.

Dann fuhr er mit großer Ruhe fort:

„Baltazar, mein würdiger Kamerad, ich habe gegenwärtig kein Geld, aber ich erkläre, daß ich Dir die Summe von fünfhundert Realen schuldig bin. Nun noch ein Wort über einen andern Gegenstand: der Mönch ist gegangen."

„Gut, so werde ich Euch bei Seiner Herrlichkeit anmelden."

„Warte noch ein Wenig. — Dieser Mönch macht mir den Kopf ganz verwirrt, Baltazar. Könntest Du nicht erfahren, wer er ist?"

„Vielleicht."

„Und was er mit Mylord zu schaffen hat?" fuhr Macarone fort.

„Das ist nicht möglich."

„Ich würde Dich königlich bezahlen, Baltazar; denke daran und führe mich ein."

Lord Richard Fanshaw war ein Greis mit bleichen, bedeutungslosen und fast erloschenen Zügen. Nur wenige und weiße Haare bedeckten seinen Hinterkopf, während die Stirn vollkommen kahl war und deßhalb außerordentlich hoch, aber schmal und zurückfliehend erschien. Sein Bart war sorgsam beschnitten, lief nach der Mode der damaligen Zeit in eine Spitze aus, und hatte gleich dem Schnauzbarte seine ursprüngliche Farbe behalten, welche hochblond, fast roth war. Sein Kinn war spitz, seine Lippen dünn und blaß. Die Entfernung des Mundes von der Nase stand in keinem Verhältniß zu dem übrigen Gesicht. Kleine Augen, welche sehr kurzsichtig und fortwährend halbgeschlossen waren, schossen aus den tief eingesunkenen Höhlen, deren Vorsprünge ohne Augenbrauen waren, vorsichtige und schlaue Blicke.

Diese Einzelheiten der Züge wurden durch eine gerade Nase vervollständigt, welche sich senkrecht von der Ebene der Oberlippe erhob. Diese durchaus britannische Nase, war zugleich eine wahrhafte Diplomaten-Nase.

Mochte das Auge lächeln oder der Mund sich verziehen, mochte die fahle Bleichheit seiner Wangen in Folge der Freude oder des Zornes sich in ein tiefes Roth verwandeln, — die Nase blieb unverändert und weiß, wie ein abgestorbenes, aber vollkommen erhaltenes Glied.

Man hat unvorsichtige Nasen kennen gelernt, welche sich langzogen oder sich rümpften und so die geheimen Gedanken ihrer Herren verriethen, aber die Nase des Lord Richard that

nichts von alle dem; man hätte sie kneipen können, und sie würde sich nicht bewegt haben, man hätte sie zerquetschen können, und sie würde nicht roth geworden sein.

Daher hielt auch Lord Richard viel auf seine Nase, und der Leser wird das um so leichter begreifen, wenn er erst erfahren haben wird, daß besagter Lord seine Nase für drei Guineen von einem Chirurg in York, seiner Vaterstadt, gekauft hatte.

Diese Nase war von versilberter Pappe und so wundersam schön geformt, daß Fanshaw sich täglich freute, diejenige Nase verloren zu haben, welche die Mutter Natur ihm ursprünglich angesetzt hatte.

Die übrigen Theile von Lord Richards Körperlichkeit waren ganz untadelhaft. Nur die Personen, welche ihn nicht liebten, behaupteten, daß er bucklig sei, und um zu sehen, daß er hinke, mußte man zuvor gleichgiltig gegen den Hosenband-Orden sein, welcher seinen mikroskopischen Schenkel umgab.

Die Engländer sind gewöhnlich schön, wohlgewachsen und von untadelhaftem Körperbau. Und dennoch gewähren sie keinen angenehmen Anblick. Es liegt stets etwas Zurückstoßendes in ihren Zügen, das mit Widerwillen und Aerger erfüllt; durch ihren frischen Teint, zwischen dem farblosen Flaum ihres feinen Bartes, scheint der antipathische und rohe Egoismus hervor, welcher die Grundlage ihrer Natur bildet.

Dom Juan dachte nie daran, seine ewig neu geborne Seele in eine britische Hülle zu stecken: er bedarf, um zu verführen, der schwärmerischen, fatalistischen Maske der Deutschen, des lebhaften und leidenschaftlichen italienischen Antlitzes, des glühenden Blicks, welcher unter des Spaniers basaltfarbiger

Stirn hervorleuchtet, oder mindestens des offenen und geistreichen Lächelns eines Franzosen von guter Rasse.

In der Haut eines Engländers, eines jener schönen Engländer, welche in Wachs modellirt scheinen und den Kopf einer Puppe auf dem Körper eines Apollo des Belvedere tragen, würde Dom Juan durch die Nase sprechen, wenn er sagte:

„I love you!"

und dann an der Gelbsucht oder am Spleen sterben, bevor es ihm gelungen wäre, die keusche Strenge einer ehrsamen Wittib zu beugen.

Wenn der Engländer, selbst wenn er schön ist, nicht verführerisch ist, so ist er schauderhaft und abstoßend, wenn er häßlich ist Seine Steifheit wird alsdann grotesk; in jeder seiner Bewegungen verräth sich eine neue Lächerlichkeit, so daß in unsern Tagen die Kinder des pariser Volks, wenn sie auf den Boulevards einen Menschen von lächerlicher Haltung, mit bleicher Maske oder apoplektischem Angesicht erschauen, sofort in die Hände klatschen und in ihrer unerbittlichen Naivetät rufen:

„Das ist ein Mylord!"

Lord Fanshaw entging diesem Privilegium seiner Nation nicht. Sein Anblick flößte Abneigung und Mißtrauen ein. Man errieth hinter seinem widerwärtigen Lächeln die Lüge und die Verstellung, die beide in einen chronischen Zustand übergegangen waren. Um sich an den vorsichtigen Ausdruck seines Blickes zu gewöhnen, bedurfte selbst der aufrichtigste Mensch einer geraumen Zeit.

Tief durchdrungen jedoch von dem einzigen und ewigen Grundgedanken der englischen Politik, gab er einen leidlichen

Diplomaten ab und besaß er Buckinghams Vertrauen, der seinerseits wieder den regierenden Stuart leitete.

Um in der englischen Bedeutung des Wortes ein guter Diplomat zu sein, ist es durchaus nicht nöthig, den äußern Schein zu retten

Wozu kann es auch dienen, eine rechtschaffene Maske vorzunehmen, wenn man seit Jahrhunderten verrufen ist?

Um jeden Preis, auf jede Weise Alles an sich zu reißen! — mit diesem Princip in dem Kopfe und zahlreichen Säcken voll Goldstücken in den Koffern kann man sich schon über alles Andere hinwegsetzen.

In dem Augenblick, als der schöne Cavalier von Padua eingeführt wurde, war Fanshaw eben mit dem Schreiben eines Briefes beschäftigt.

Er gab dem Eingetretenen einen Wink, daß er sich gedulden möge, und fuhr dann mit seiner Arbeit fort.

Macarone antwortete auf jenen Wink mit einer Verbeugung, wie nur er sie zu machen verstand, und warf sich dann mit aller Leichtigkeit eines Zöglings des Herrn von Beaufort in einen Armstuhl.

„Schreibt weiter, Mylord! schreibt! Nur keine Umstände zwischen uns. Es würde mir unendlich leid thun, wenn Ihr Euch irgend einen Zwang meinetwegen anlegen wolltet.“

Fanshaw richtete sein graues, halb geöffnetes Auge auf ihn und hielt für einen Augenblick seine Feder an.

Seine Stirn bedeckte sich mit einigen leichten Runzeln.

Eine Falte der Verachtung vertiefte sich dann hinter dem Schnauzbart.

Macarone spielte mit den Spitzen seiner Manchette und

richtete an Seine Herrlichkeit ein herablassendes Lächeln, welches zu sagen schien:

„Zwischen Freunden müssen keine Umstände gemacht werden.“

„Der Bursche ist ungemein neugierig,“ dachte Fanshaw.

Dann schrieb er weiter.

Während er schrieb, vergaß er bald die Gegenwart des Paduaners und begann, wie das die Gewohnheit vieler Denker ist, sich mit lauter Stimme seinen Brief zu dictiren.

Macarone war ganz Ohr, aber er vermochte nur einzelne Redensarten zu erfassen, während ihm der Sinn des Ganzen entging.

Nur so viel begriff er, daß Mylord ungemein zufrieden war mit der Wendung, welche die Dinge genommen hatten und bald zu der Lösung seiner Aufgabe zu gelangen hoffte.

Als Fanshaw seinen Brief beendet hatte, klingelte er, und Baltazar erschien.

„Trage diese Schrift zu Sir William, meinem Secretair,“ sagte er. „Wenn derselbe die Reinschrift gemacht hat, so wirst Du sie mir bringen. — Was kann ich für Euer Herrlichkeit thun?“ wandte er sich dann an Macarone.

„Ihr könnt viel thun, Mylord,“ antwortete der Paduaner, der sich von seinem Sitze erhob und Fanshaw näher trat; „wir, das heißt Ihr und ich, wir können viel für einander thun.“

Lord Richard zog seine Uhr.

„Ich habe sehr wenig Zeit,“ sagte er.

„Dann geht es Euch genau so, wie es mir geht. — Allein es handelt sich jetzt nicht um Lumpereien, und ich bitte Euch daher, genau auf meine Worte zu merken. Ich heiße —“

„Ich kenne Euch bereits, also nur weiter.“

„Ich schätze es für ein ausgezeichnetes Glück, daß ich die Aufmerksamkeit von Euer Gnaden auf mich gezogen habe. — Ich wage anzunehmen, daß Ihr auch Dom Luis von Vasconcellos y Suza, Graf von Castelmelhor kennt!"

Fanshaw verneigte sich.

„Es ist das ein gar edler Senhor," fuhr Ascanio fort; „er ist mächtig und könnte leicht noch mächtiger werden, denn er hegt große Pläne."

„Was kümmert mich das?"

„Es muß Euch viel daran gelegen sein, dieselben zu hintertreiben, Mylord. Seht, ich kenne Euere Politik und diejenige meines hohen Herrn und Patrons auswendig. Ihr habt beide einen gemeinsamen Feind, und das ist die Königinn, aber Euer Ziel ist nicht dasselbe. Ihr, Mylord, verlangt, daß auf dem Throne von Portugal das Schattenbild eines Königs, eine Gliederpuppe sitze, so ein Alfons VI. zum Beispiel; — Luis da Suza verlangt dagegen —"

„Was verlangt er?" fragte Fanshaw rasch.

„Wenn Ihr das erfahren wollt, Mylord, so müßt Ihr tausend Guineen zahlen."

„Das ist sehr viel, Signor, für ein Komödien-Geheimniß"

„Kennt Ihr es?"

„Früher, als Ihr, kannte ich es, — vielleicht früher, als Castelmelhor selbst."

Macarone warf einen ungläubigen Blick auf den Lord.

Dann wandten sich seine Augen verzweiflungsvoll nach der Geldkiste, aus welcher Fanshaw die Guineen schöpfte, welche er dem Mönche gab.

„Habt Ihr mir sonst nichts zu sagen?" fragte der Engländer.

„Als Vertrauter des edlen Grafen bin ich zum Schweigen genöthigt," sagte Ascanio wehmüthig, „aber als Hauptmann der Ritter vom Firmament —"

Fanshaw gebot ihm Schweigen mit einer Bewegung der Hand.

Dann klingelte er von Neuem, und Baltazar zeigte sein Angesicht in der halbgeöffneten Thür.

Zu gleicher Zeit schloß der Engländer seine Geldkiste auf und ließ Ascanio's geblendete Augen einen ungeheuern Haufen von Goldstücken der verschiedenartigsten Gepräge sehen.

„Ruft Sir William," sagte Fanshaw zu Baltazar.

Baltazar ging.

Der Lord zählte hundert Guineen auf eine Ecke des Tisches

Ascanio war stumm vor Ueberraschung und schaute dem Beginn des Lords zu

Seine Hand schloß und öffnete sich instinktmäßig, als habe er das Gold ergreifen wollen, dessen Anblick ihm den Kopf verwirrte.

In diesem Augenblick erschien der Secretair auf der Schwelle einer Thür, welche nach den Privat-Gemächern des Lords führte.

Ascanio wandte seine Augen nach dem Secretair und staunte bei dem Anblick desselben. Fast hätte er einen Ausruf der Ueberraschung laut werden lassen.

Allein der Secretair legte zu rechter Zeit einen Finger auf seinen Mund.

„Mylord haben mich rufen lassen," sagte er dann, während er langsam Fanshaw näher trat.

„Setzt Euch, Sir William, und schreibt unter mein Sendschreiben in Form eines **Postscriptum**:

„Heute Abend wird Isabelle von Nemours-Savoyen verschwinden, entführt von Soldaten der königlichen Patrouille.

„Diese Truppe steht in spanischem Sold. Kein Verdacht wird auf die Regierung Seiner Majestät des Königs Karl fallen, dem Gott Freude und Gesundheit schenken möge!"

Sir William gehorchte.

„Herr Hauptmann," fuhr dann der Lord mit ernster Stimme fort, „die Engländer sind ein hochherziges Volk, weil sie ein mächtiges Volk sind. Weit entfernt, Nutzen zu ziehen aus der betrübenden Lage, in welcher sich Portugal befindet, um dieses ihrer Herrschaft zu unterwerfen, thuen sie vielmehr alles Mögliche, um die Wirren in diesem unglücklichen Lande zu beendigen. Die Königinn war ein Stein des Anstoßes inmitten der aufrührerischen Parteien; sie wird nach Frankreich zurückkehren, falls ihr nicht unterwegs ein beklagenswerthes Unglück widerfährt. Dann werden wir auf Mittel denken, unser Werk dadurch zu vollenden, daß wir dem armen Lande, zu welchem England eine mütterliche Neigung hegte, Ruhe und Glück wieder geben."

„Und wer wird die Königinn entführen?" fragte Macarone.

„Ihr, Herr Capitain."

„Mylord scheint seiner Sache sehr gewiß zu sein?"

Fanshaw antwortete nicht sogleich

Er las aufmerksam nochmals den Brief und das **Postscriptum**, unterzeichnete dann das Ganze und rief Baltazar, dem er den sorgfältig versiegelten Brief übergab, indem er dabei sagte:

„Steig zu Pferde und überbring das in aller Eile dem Capitain Smith, dessen Schiff zur Abfahrt bereit ist. Er soll die Anker sofort lichten, wenn Wind und Meer es erlauben."

Nachdem er diese Worte gesagt hatte, wandte er sich wieder an Ascanio.

„Ihr seht, daß ich meiner Sache gewiß bin," sagte er.

„Ich sehe, daß Ihr eine Sache als geschehen meldet, Mylord, welche erst noch geschehen soll.

Fanshaw strich den gelben und borstigen Bart, welcher sein Kinn zierte.

„Ihr habt tausend Guineen von mir verlangt," versetzte er dann in einem kurzen und gebieterischen Tone; „hier sind hundert. — Nehmt sie aber noch nicht, — ich kenne Euch und setze kein unbedingtes Vertrauen in Euere Treue und Zuverlässigkeit."

„Was soll das heißen?" fragte Ascanio, indem er mit kriegerischer Geberde seinen Schnauzbart strich.

„Ruhig! Die Engländer sind eine großmüthige Nation, aber sie lieben es nicht, vergebens zu zahlen. — Wie heißt Euer Lieutenant?"

„Manuel Antunez."

Fanshaw nahm eine Feder, tauchte sie in das Tintefaß und reichte sie dem Paduaner hin.

„Schreibt," sagte er.

„Aber — Mylord!"

„Schreibt!"

Macarone nahm die Feder und setzte sie auf das Papier.

Fanshaw dictirte:

„Senhor Antunez wird zwanzig entschlossene Männer aus-

wählen und mir dieselben heute Abend um acht Uhr auf dem Platze vor dem Palast Xabregas zuführen. Ein Mann wird erscheinen und ihm gewisse Befehle ertheilen, welche in der Weise befolgt werden sollen, als wenn ich selbst sie ertheilt hätte. Dieser Mann wird auf den Namen Sir William antworten —"

„Wer ist dieser Sir William?" unterbrach Macarone den Dictirenden.

„Ich," antwortete der Secretair.

„Ihr!" rief unwillkürlich der Paduaner aus.

Ein schneller und bestimmter Wink des Secretairs schnitt ihm alle weitern Bemerkungen ab.

„Meinetwegen Sir William," brummte er. „Weiter?"

Der Lord dictirte:

„Ihr werdet eine gute Belohnung erhalten."

Dann fuhr er fort:

„Nun setzt Euere Unterschrift unter den Brief."

„Ich werde diese hundert Guineen erhalten?" fragte der Paduaner, ehe er unterzeichnete.

Fanshaw schob ihm das Gold zu.

Macarone steckte es ein und unterzeichnete dann.

„Nun," sagte der Lord, „seid Ihr unser Gast bis morgen früh. — Was aber Euch betrifft, Sir William, so eilt in die Caserne der Ritter vom Firmament."

„William!" murmelte Macarone. „Der Teufel ist es, aber kein William."

Der Secretair hüllte sich in einen weiten Mantel, der die Hälfte seines Angesichts verbarg, und entfernte sich dann.

Auf der Schwelle der Straßenthür traf er mit Baltazar zusammen, der eben zu Pferde stieg.

Baltazar setzte dem Pferde beide Sporen in die Seiten und ritt in gestrecktem Galopp davon. Anstatt aber nach dem Hafen hinabzureiten, verlor er sich in den gekrümmten Gassen der obern Stadt und hielt endlich vor einem großen und düstern Gebäude.

Er pochte an die Thür dieses Gebäudes, welches das Kloster der Benedictiner war.

Der Bruder Thürsteher öffnete das Gitter.

„Zu dem Mönche!“ sagte Baltazar.

Und die Thür des Klosters wurde sofort geöffnet.

---

6. Die Zelle.

Den Mann, welchen wir bisher den Mönch genannt haben, und der in Lissabon unter keinem andern Namen bekannt war, befand sich allein in einem fast nackten Zimmer von mittler Größe, welches zu der Wohnung des Ruy da Suza da Macedo, des Ober-Abts der Benedictiner in Lissabon, gehörte.

In Folge besonderer Begünstigung des Senhor Abt nahm er an den Religions-Uebungen der übrigen Mönche keinen Theil.

In der Kapelle fand man keinen Beichtstuhl, an welchem auf das geschwärzte Eichenholz des Frontispiz sein Name in großen gothischen Lettern geschrieben gewesen wäre.

Nie hatte man ihn das heilige Amt der Messe halten gesehen, und wenn zur Vesper oder zur Frühmesse geläutet war, so blieb sein Platz im Chor oft leer.

Langsam ging er jetzt in seiner Zelle auf und ab.

Sein Mund murmelte von Zeit zu Zeit unverständliche Worte.

War das ein Gebet, das er an Gott richtete?

Oder waren es weltliche Gedanken, die ihn beschäftigten?

Obschon der Mönch ein guter Christ war und Gott in der Weise diente, wie es geziemte, so müssen wir uns dennoch zu der zweiten Vermuthung hinneigen, und auch der Leser wird unserer Meinung sein, sobald er erfahren hat, daß der hochwürdige Vater seit seinem Besuch bei Fanshaw auch dem Könige seine Huldigung dargebracht, den Infant unterhalten und eine Stunde in geheimer Conferenz mit dem Grafen Castelmelhor verbracht hatte.

Von diesen drei so hochgestellten Personen war er mit gleicher Achtung empfangen.

Selbst der arme Alfons hatte seine albernen Zeitvertreibe unterbrochen, um den Segen von ihm zu verlangen

Wo sich aber auch der Mönch befinden mochte, selbst in Gegenwart des Königs, da behielt er die gewaltige Kapuze über seinem Angesicht, welches durch dieselbe fast gänzlich versteckt wurde.

Niemand konnte sich rühmen, je seine Züge gesehen zu haben.

Man bemerkte durch die Oeffnungen der Kapuze lediglich den glühenden und herrscherischen Blitz seiner schwarzen Augen und die Wellen seines weißen Bartes.

Wenn er durch die Straßen ging, so verneigten sich die Edelleute, fuhren die Bürger mit den Händen nach ihren Hüten und küßte das Volk den Saum seiner Kutte, denn die Edelleute fürchteten ihn, die Bürger bewunderten ihn und das Volk würde auf einen Wink von seiner Hand die Stadt Lissabon an allen Enden angezündet haben

Nun hatte aber das Volk während der verflossenen sie-

ben Jahre an Kraft und Kühnheit ganz außerordentlich zugenommen.

Es war in Lissabon so gegangen, wie es in jeder Stadt während der Zeiten des Elendes geht. Der Adel war auf festen Füßen stehen geblieben oder hatte sich auf seine Landsitze zurückgezogen, aber die Bürgerschaft war durch das Stocken des Handels und Wandels zusammen geschmolzen und hatte die Massen des Pöbels vermehrt.

Mancher, der früher Almosen gespendet hatte, lebte jetzt von der Wohlthätigkeit.

Der Hof, dessen Einkünfte geplündert und zerrüttet waren, konnte dem allgemeinen Elende nicht abhelfen.

Die zahllosen Klöster ließen viele Almosen einsammeln, aber spendeten wenig.

Die vornehmen Familien hatten Mühe, ihr Ansehen aufrecht zu erhalten, und überdieß wurden die meisten von ihnen von dem Günstling unterdrückt, bei Hofe vernachlässigt, — daher auch sie ein Interesse hatten, den Augenblick der Krisis zu beschleunigen.

Man mußte daher mit Mitleid erfüllt werden, wenn man den Zustand der vollständigsten Entblößung sah, in welchem nicht nur die Proletarier seufzten, sondern selbst die kleinen Kaufleute und die Handwerker.

Diejenigen Bürger, welche noch Reichthümer besaßen, hatten ihre Geldkisten wohl verwahrt, selbst vermauert oder vergraben.

Die größten Egoisten, das heißt diejenigen, welche sich als die Klügsten rühmten, hatten die Thür ihres Ladens verschlossen und ihre Arbeiter verabschiedet.

Man kann sich denken, daß zu der Zahl dieser Letztern auch der wackere Gaspar Orta Vaz, der Altmeister der Gerber-Innung, gehörte. Seine Arbeiter hatten sich nun mit denen seiner Handwerks-Genossen vereinigt und bildeten zahllose Haufen von Vagabonden, welche in der That die Herren der Stadt waren.

Aber auch sie hatten wieder einen Herrn, und das war der Mönch.

Der Mönch war der König all dieses Volks, denn all dieses Volk lebte nur durch ihn, und zwar durch ihn allein.

Er hatte dasselbe erkauft.

Seine täglich gespendeten Wohlthaten ersetzten den Verdienst, von welchem das Volk während der bessern Zeiten gelebt hatte.

Seine Sendlinge, die zahlreich und unermüdlich waren, trösteten jeden Unglücklichen, erleichterten jegliches Elend.

Und wenn sie die Thränen der Noth in Thränen der Freude umgewandelt hatten, dann pflegten sie zu sagen:

„Dieses Gold, welches Euern Hunger stillt, welches Euere Wunden heilt, welches die Thränen Euerer Weiber trocknet, die Nacktheit Euerer Kinder bedeckt, — dieses Gold gehört unserm gnädigen Herrn, dem Mönche. Seid dankbar und erwartet die Stunde, da er Euerer Hilfe bedürfen wird.

Und das fortwährend von Neuem verzweifelnde, aber auch fortwährend von Neuem getröstete Volk, ward von einer glühenden Liebe zu der Hand ergriffen, welche stets dieselbe blieb und wohlthätig zwischen ihm und den Abgründen des Hungers und Elends sich öffnete.

Und diese Liebe mußte um so allgewaltiger werden, als sich

außerdem nur Grund zum Hassen zeigte, als sich den Blicken, so weit auch dieselben schweifen mochten, kein Gegenstand der Achtung oder Liebe darbot.

Der König war albern und in seiner Albernheit noch grausam; der Infant hatte sich in seinen Palast zurückgezogen, galt für einen edlen jungen Mann, hatte es aber nicht vermocht, sich mit jenem Zauber zu umgeben, welcher gewöhnlich durch ein mit Stolz ertragenes Mißgeschick verliehen wird. Er beobachtete ein kummervolles Schweigen, setzte den ununterbrochenen Beleidigungen des Günstlings eine kalte Leidenschaftslosigkeit entgegen und schien ganz und gar nur von seiner Liebe zu der jungen Königinn gefesselt und beschäftigt zu werden.

Diese unglückliche Fürstinn selbst war, wenn gleich ein reizendes und ausgezeichnetes Weib, dennoch der Menge wenig bekannt.

Man verfluchte Alfons wegen der unwürdigen Behandlung, welche er seine Gemahlinn erdulden ließ, allein man wußte auch, daß sich die Königinn bereits an den römischen Hof gewandt habe, um ihre Ehe null und nichtig erklären zu lassen, und daß sie hinreichenden Grund zum Trost in der Ehrfurcht finde, welche der Adel ihr erwies.

Was endlich den Günstling Castelmelhor betraf, so war er dem Volke so verhaßt, wie das jeder subalterne Tyrann ist.

Man hatte seine hohe Geburt vergessen, man nahm keine Rücksicht auf seine strahlenden Eigenschaften, — kurz, man sah in ihm nur den Günstling, und kaum konnte Vintimiglia während der Zeit seiner Macht und Herrschaft so allgemein gehaßt und verabscheut sein, wie das jetzt mit Castelmelhor der Fall war.

Daher wartete das Volk, und wartete ungeduldig, daß die entscheidende Stunde schlage.

Und es war entschlossen, jeden Befehl aus dem Munde des Mönches zu erfüllen, wie auch derselbe lauten mochte.

Diese wundersame und unumschränkte Macht wurde noch durch das Geheimniß vermehrt, welches den Mönch umgab. Niemand hatte je sein Antlitz gesehen. Wenn er selbst seine Wohlthaten austheilte, so trat er ein, tröstete und verschwand; man kannte nur den Schnitt seiner Kutte, man erinnerte sich an den ernsten und durchdringenden Ton seiner Stimme, man prägte sich seine Rolle genauer ein und erneuerte das geheimnißvolle Bündniß durch einen neuen Eid.

Man wird leicht begreifen, daß alle verschiedenen Parteien, in welche Portugal getheilt war, auf gleiche Weise einen so eigenthümlichen Mann fürchten mußten.

Dennoch war keine von jenen Parteien gerade feindlich gegen ihn gestimmt.

Man kann sogar annehmen, daß einige derselben seinen Einfluß unterstützten.

Wir haben gesehen, wie Fanshaw wohlwollend seinen Koffer für ihn öffnete, und müssen auch sofort bemerken, daß das englische Gold den größten Theil der fast unglaublichen Summe bildete, welche monatlich aufgebracht werden mußte, um ein ganzes Volk zu ernähren.

Fanshaw hatte, wie wir später noch mehr sehen werden, ein unbeschränktes Vertrauen zu dem Mönche, von welchem er annahm, daß er an den Erfolgen Englands den größten Antheil nehme.

Castelmelhor dagegen, welcher zwar in verschiedenen Punk-

ten tadelswerth war, aber mindestens das Verdienst hatte, daß er Portugal um jeden Preis von der englischen Herrschaft befreien wollte, — Castelmelhor hatte seine Gründe zu denken, daß der Mönch die Engländer in demselben Grade haßte, wie er selbst.

Diese gemeinsame Abneigung ward der Grund zur gegenseitigen Anneigung.

Was Spanien betraf, so hatte der Mönch verschiedene Vertraute unter den Rittern vom Firmament, und Dom Cesar de Odiz, Marquis de Ronda, der Gesandte des spanischen Hofes, hielt ihn, wie man sagte, ungemein in Ehren.

Uebrigens kannte man die Ansichten des Mönches so wenig, wie sein Angesicht.

Er war ein Mann des Friedens, der fortwährend zur Eintracht ermahnte, aber den Krieg voraussah und deßhalb auf denselben vorbereitet war.

Welche Partei durfte aber auf seinen Beistand rechnen, wenn einmal der Krieg zwischen den nebenbuhlenden Parteien ausgebrochen war?

Jede Partei hoffte, daß sie den Mönch im entscheidenden Augenblick auf ihrer Seite haben werde, aber eine Gewißheit hatte keine.

Nur Einer hoffte nicht auf ihn, und dieser Eine war Alfons von Braganza, der überhaupt auf Niemand hoffte, da er Niemands Hilfe nöthig zu haben glaubte.

Dieser unglückliche Fürst hatte seit dem letzten Jahre bedeutend an allen Kräften und Fähigkeiten abgenommen.

Seine Narrheit hatte den Charakter einer tiefen Schwermuth angenommen.

Wenn er bisweilen erwachte, so geschah das nur, um irgend eine Ausschweifung zu begehen, zu der er von treulosen Rathgebern aufgemuntert war.

Seine Ritter vom Firmament waren zu einer Art von Prätorianer-Garde geworden, welche die Unverschämtheit mit der Treulosigkeit verbanden.

So viel stand aber in der Meinung Aller fest, daß Alfons nicht einen treuen Unterthan besitze, der bereit sein werde, ihn in den Tagen der Gefahr zu vertheidigen.

Aber die allgemeine Meinung war eine irrige.

Alfons hatte einen Anhänger, zwar nur einen, aber einen solchen, der Tausende aufwog: den Mönch.

Diejenigen, welche fähig gewesen wären, diesen geheimnißvollen Menschen aus der Nähe zu beobachten, würden bemerkt haben, daß das Band, welches ihn zu dem Könige hinzog, nicht von dem Herzen ausging, sondern die ganze Starrheit einer strengen Pflicht-Erfüllung besaß.

Sie würden zu gleicher Zeit bemerkt haben, daß diese Pflicht in ihrer Erfüllung fortwährend bekämpft wurde von einem Gefühl, welches schwierig, vielleicht unmöglich zu bekämpfen war.

Das Leben des Mönches war in der That ein langer Kampf ohne Waffenstillstand, ohne Nachlaß.

Sein Herz versuchte im Einklang mit seiner Vernunft den Sieg über sein Gewissen davon zu tragen.

Er kämpfte offen und mit aller seiner Macht, aber er wünschte kaum, den Sieg zu erlangen.

Man hätte meinen sollen, daß er gegen seinen Willen, aus Uebermaß von Ehrgefühl, den unvernünftigen Buchstaben eines

Eides erfülle, der ihm auferlegt war, und den er unglücklicher Weise nicht vergessen konnte.

Wer in jener traurigen Zeit dem Könige diente, der diente nämlich keineswegs dem Vaterlande.

Alfons hatte Alles gegen sich, was man nur gegen sich haben konnte: er war ein Wahnsinniger, und der Himmel hatte ihm nicht einmal das alltägliche Privilegium gelassen, in einem Erben seines Fleisches wieder aufzuleben.

Unfähig, selbst zu regieren, unfähig, dem Throne einen Nachfolger zu geben, eine Null und nichtig für die Zukunft, wie für die Gegenwart, war Alfons ein abgestorbener Stamm, dessen unnützes Gewicht sein Volk erdrückte.

Der Mönch wußte das, aber er blieb fest in seiner verschwiegenen und ausdauernden Treue.

Vielleicht hoffte er noch, daß Alfons sich eines Tages wieder aufrichten würde, daß er, auf ihn gestützt, alle durch die königliche Schwäche ermuthigten Parteien aus Lissabon und aus Portugal vertreiben würde.

Dann würde er sein Volk, das ihm angehörende Volk aufgerufen haben, jenes Volk, welches er durch seine Wohlthaten erkauft hatte.

Und er würde diesem Volke den Feind gezeigt haben, wie man der Dogge den Eber zeigt, welchen sie niederwerfen soll.

Er würde ihm zugerufen haben:

„Auf! die Stunde ist gekommen!"

Aber bei einem solchen Vorschlage würde Alfons, das schwache Kind, an allen Gliedern gezittert haben.

Nur Frauen gegenüber besaß er Muth, und seit fünf Jah-

ren hatte er gegen Niemand, als gegen die Königinn laute und dreiste Worte gesprochen.

Der Mönch wußte auch das; er wußte das sogar besser, als alles Andere, denn wenn er an die Beleidigungen dachte, welche Isabelle von Savoyen=Nemours erdulden mußte, so funkelte ein Blitz der Entrüstung unter seiner Kapuze, und schäumend verfluchte er den Zügel, welcher ihn zurückhielt.

Nur Zweierlei konnte Portugal retten: die Thron=Erhebung des Infanten oder Castelmelhors anerkannte Dictatur.

Der Mönch hatte schon oft daran gedacht, die erstere Hypothese zu verwirklichen.

Er sah dann die Königinn, durch den römischen Hof von den Banden befreit, welche sie mit Alfons vereinigten, in Folge einer neuen Wahl abermals als Königinn von Portugal zur Seite Dom Pedro's sitzen

Dieser Gedanke erfüllte sein Herz mit Freude, aber auch mit Wehmuth, und wenn die Freude endlich obsiegte, so kam das nur daher, weil er sich zurief:

„Sie würde dadurch glücklich werden!"

Das waren die Gedanken, die ihn stündlich belagerten.

Und diese Gedanken belagerten ihn auch in dem Augenblick, in welchem wir ihn mit großen Schritten seine Zelle durchmessend, wiederfinden.

Da er allein war und neugierige Blicke nicht zu fürchten standen, so hatte er seine Kapuze zurückgeworfen.

Er war noch ein junger Mann.

Der weiße Bart, welcher seine Oberlippe und sein Kinn deckte, bildete einen wundersamen Gegensatz zu dem schwarzen

Hauptthaar, welches in breiten und glänzenden Locken über seine Schultern hinabfiel.

Ueber seine Stirn zogen einige Runzeln, allein es waren das keine von jenen Runzeln, welche das Alter gräbt, und das durchaus jugendliche Feuer seines Blickes zeigte hinreichend, daß lediglich Kummer und Unglück dieselben veranlaßt habe.

„Spanien auf der einen Seite," murmelte er und ging noch schneller, „und England auf der andern. — Im Innern der bevorstehende Bürgerkrieg, ein schlummernder König, aber wachsame Verräther! — Und die Königinn! die edle Isabelle vom Throne geworfen!"

Dieser letzte Gedanke bewirkte, daß er plötzlich die Brauen zusammenzog.

Dennoch fuhr er fort, als wollte er durch einen neuen Beweis einen Gegner, welchen er sich vorstellte, widerlegen:

„Wer weiß, ob Frankreich eine solche Beleidigung nicht rächen würde?"

Er wollte eben eine Schlußfolgerung ziehen, als sich mehre Stimmen vor der Thür seiner Zelle hören ließen.

Es wurde angepocht.

Der Mönch warf schnell seine Kapuze über das Gesicht und öffnete.

Ein Dutzend Männer in verschiedener Tracht, unter ihnen auch etliche Uniformen und Livreen mit den Farben mehrer vornehmen Häuser, traten ein.

Während die Angekommenen die Schwelle überschritten, entblößten sie achtungsvoll ihre Häupter und stellten sich dann in der Nähe der Thür auf.

Der Mönch begrüßte sie mit einer Bewegung der Hand.

Der zuerst Eingetretene schritt näher an ihn heran und sprach mit leiser Stimme mit ihm.

Er trug die Livree Castelmelhors.

„Der Senhor Graf," sagte er, „hat erfahren, daß sein Bruder, Dom Simon, in Lissabon anwesend sei. Er ist sehr besorgt über diese Rückkehr."

„Es ist gut," antwortete der Mönch; „und weiter?"

„Das ist Alles."

Castelmelhors Diener trat zurück und wurde durch einen Ritter vom Firmament ersetzt.

„Senhor," sagte er, „der Hauptmann Macarone will sich verkaufen, sich selbst und die Königliche Patrouille, und zwar an England."

„Was sagen Euere Kameraden?"

„Sie fragen, wie viel man ihnen zahlen werde."

„Geht sofort zu Castelmelhor," sagte der Mönch, „und theilt ihm diese Verschwörung mit."

„Was befiehlt Euer Hochwürden?" fragte ein Dritter, welcher die Tracht der Bauern aus der Provinz Alemtejo trug.

Der Mönch zog die Börse, welche er von Fanshaw erhalten hatte, und drückte dem Bauer zwei Goldstücke in die Hand.

„Gehe nach dem Limoeïro," sagte er zu ihm; „ich habe um die Stelle eines Schließers für Dich angehalten, und meine Bitte ist mir nicht abgeschlagen."

„Aber Euer Hochwürden —"

„Du wirst dort Gelegenheit genug haben, Deine Dankbarkeit zu beweisen. Der Kerkermeister und alle Schlüssel-Vögte sind Vasallen Suza's. Gehe!"

Der Bauer verneigte sich und ging.

Nach ihm traten Bediente, Soldaten und Bürger vor.

Die Einen waren Spione, welche den Auftrag hatten, das auszukundschaften, was am Hofe und in der Stadt vorging; die Andern waren Emissare, welche dem Volke Unterstützungen auszutheilen hatten.

Der Mönch nahm mehr als ein Mal seine Zuflucht zu Fanshaws Börse.

Als der Letzte seiner Agenten sich entfernt hatte, war auch die Börse beinahe leer.

„Man wird sich entscheiden und handeln müssen," dachte der Mönch, indem er die leicht gewordene Börse in seiner hohlen Hand wägte. „Meine eigenen Hilfsquellen sind erschöpft, und der Engländer kann heute oder morgen Alles entdecken. — Soll ich meinen Eid erfüllen oder soll ich Portugal retten?"

Es wurde abermals an die Thür gepocht.

Dieses Mal war es Baltazar, welcher eintrat.

„Was giebt es Neues?" fragte der Mönch, welcher sich dieses Mal nicht die Mühe gab, seine Kapuze wieder über das Gesicht zu werfen.

Statt aller Antwort reichte ihm Baltazar den Brief, welcher mit Fanshaws Petschaft zugesiegelt und an Seine Gnaden, Lord George Villiers, Herzog von Buckingham, in London adressirt war.

Der Mönch ergriff den Brief und erbrach das Siegel.

---

8. Der Brief.

Der Brief des Lord Fanshaw war in folgender Weise abgefaßt:

„Mein lieber Lord,

„Mit einer Freude, auf deren Schilderung ich verzichte, habe ich das Sendschreiben erhalten, welches Ihr mir gütigst durch den Patron Smith übermacht habt. Es zeugt von großer Christen-Liebe, daß Ihr also an die armen Verbannten denkt. Ich danke Euch.

„Nach dem, was Ihr mir meldet, ist Seine Majestät unser geliebter König Karl zufrieden mit den Diensten, welche ich ihm in diesem fernen Lande erweise Es erfreut mich das und bekümmert mich auch zu gleicher Zeit. Es erfreut mich, weil es meine einzige Leidenschaft in dieser Welt ist, die Gewogenheit unsers sehr geliebten Herrschers zu verdienen; es bekümmert mich, weil solche königliche Ansichten lediglich geeignet sind, meinen hiesigen Aufenthalt zu verlängern und ich vor Sehnsucht verschmachte und vergehe, mein lieber Lord, weil ich fern bin von jenem irdischen Paradies, das man London nennt, von jenem strahlenden Himmel, an welchem Euer Gnaden der glän-

zendste Stern, und dessen Sonne Seine Majestät unser geliebter König Karl selber ist.

„Buckingham, ist Euch noch nie der Gedanke der Wunsch in den Sinn gekommen, irgendwo der Erste zu sein, nachdem Ihr in London der Zweite gewesen? Wenn der König der Gestirne nicht zugegen ist, so macht sich der Stern zur Sonne. Lissabon ist auch eine Stadt, welche ein Land beherrscht Der Thron wird erledigt werden; und Ihr seid für einen Thron geschaffen, Buckingham. Aber vielleicht verschmäht Ihr den Thron von Portugal. Und wie könntet Ihr auch fern von den Gesängen unsers lieben Wilmot, fern von den Zauberreizen einer Nell, die unser Aller Königinn ist, noch ausdauern?

„Nun, wenn Ihr London nicht verlassen wolltet und ein Würdigerer sich nicht zeigte, so würde ich mich zu opfern bereit sein, mein lieber Lord. Ich würde unter Thränen verzichten, unser schönes England wieder zu sehen. Ich würde mich bei lebendigem Leibe in dem Palast von Alcantara, in dem Palast Xabregas, oder in jeder anderer königlichen Behausung von unaussprechlichem Namen begraben lassen und meine Seufzer nach Sanct-James, nach Windsor hinüber senden, indem ich mich mit dem Titel eines Vicekönigs begnügte."

„Der Mensch hat den Verstand verloren," murmelte der Mönch, indem er seine Lesung unterbrach.

Baltazar stand aufrecht und mit entblößtem Haupte vor ihm, erlaubte sich aber keine Antwort.

Der Mönch fuhr fort zu lesen.

Fanshaw schrieb weiter:

„— Hört nur, wie es hier zugeht: König Alfons sitzt auf seinem Throne so zu sagen im Gleichgewicht zwischen den Par-

teien, welche ihn umgeben. Der erste Hauch, welcher über die Parteien hinweggeht, wird ihn umwerfen.

„Ich habe nicht nöthig, mein lieber Lord, Euch zu sagen, daß jener Hauch keineswegs von Euerm Freunde und Diener Richard Fanshaw ausgehen wird. Pfui doch! wozu könnte das nützen? Seine Herrlichkeit, der Graf von Castelmelhor, ein gallsüchtiger Portugiese, welcher den schlechten Geschmack hat, das edle England zu hassen, wird es auf sich nehmen, die Kastanien aus dem Feuer zu ziehen. Dieser Graf hat, wie er sagt, ein Atom königlichen Blutes in seinen Adern und meint daher, daß er zu dem Throne berufen sei mit Uebergehung des Bruders des Königs Alfons, eines jungen Troubadours, der aus Liebe zu der Französinn vergeht."

„Damit meint er gewiß die Königinn?" sagte der Mönch, indem er Baltazar anblickte.

Baltazar verneigte sich.

„Dieser kleine Dom Pedro," fuhr der Mönch fort zu lesen, „ist ein Ritter nach altem Schlag. Sein Bruder mißhandelt ihn, aber es fällt ihm darum nicht ein, seinen Bruder vom Throne zu stoßen Ich lobe ihn; und Ihr, lieber Lord?

„Bleibt noch die Französinn übrig. Diese hat den Adel für sich und Frankreich hinter sich, dieses verhaßte und endlos mit uns nebenbuhlende Land."

„Engländer!" rief der Mönch in dem Tone aus, in welchem man eine Beleidigung ausspricht „Er hat bereits vergessen, daß Frankreich vordem seinem sehr geliebten Könige Karl ein Almosen gereicht hat!"

„Aber," fuhr der Brief fort, „die Französinn ist ein Weib

und hat keine Rathgeber; wir werden Mittel finden, um sie an ihren Herrn Bruder zurückzusenden.

„Merkt wohl auf, Mylord: der Graf wird den König niederwerfen. Dann werden sich alle andern Parteien auf den Grafen stürzen, und dieser wird fallen, worauf Euer ergebenster Freund und Diener sich in das Spiel mischen wird.

„Ich besitze in Lissabon einen etwas unheimlichen Helfershelfer, dessen Unterhalt mich zwar viel kostet, den man jedoch nicht zu theuer bezahlen kann. Er hat keinen Namen und läßt sich den Mönch nennen. Ich vermuthe, daß er irgend ein hoher Würdenträger der Kirche ist, welcher sich rächen will, weil Alfons ein Verächter der Religion ist. In jedem Falle aber ist er der meinige, der unsrige, Mylord, weil er es für gewiß hält, daß er an dem Tage die kirchliche Suprematie in Portugal erlangen werde, an welchem Portugal englisch werden wird. Mit Hilfe dieses Mannes habe ich das Volk in meiner Gewalt. Ein Wink von meiner Hand vermag die Revolution in Portugal zu entflammen Und ist einmal Alfons niedergeschmettert, der Kampf begonnen, dann werde ich leicht den Sieger vernichten.

„Und dann God save the king!"

„Ich habe genug!" rief der Mönch aus, indem er das Papier zerknitterte, „und ich danke Gott, daß er mir den Gedanken eingegeben, diesen Menschen mit seinen eignen Waffen zu bekämpfen! — Die Engländer Herren von Portugal! — O! nein, das wird nicht der Fall werden, so lange ein Blutstropfen in meinen Adern rinnt!"

Er sprach diese letzten Worte mit großer Kraft aus, aber bald sank sein Haupt auf seine Brust.

„God save the king!" wiederholte er halb laut. „Ein unglücklicher Wahlspruch, der seit sieben Jahren auch der meinige ist! Den König retten! Ja, wenn ein gerechter König den Kampf gegen die Bosheit der Welt führt, dann mag das eine schöne Rolle sein! Zwischen den sterbenden Stuart und den siegenden Cromwell wäre ich mit Freuden mit meinem Herz und meinem Degen getreten. Aber erst kommt das Vaterland, dann der König, und nicht Heldensinn, sondern Wahnsinn ist es, sein Vaterland untergehen zu lassen, um ein verfluchtes und vom Himmel enterbtes Kind zu unterstützen!"

Er bedeckte seine glühende Stirn mit beiden Händen und sank vor einem Crucifix, der an der Wand seiner Zelle hing, auf die Kniee.

„Mein Gott!" rief er dann mit Leidenschaft aus, „erleuchte mich oder verleihe mir die Kraft, ohne ein Meineidiger zu werden, dem Untergange Portugals zuzuschauen!"

Baltazar war regungslos an derselben Stelle stehen geblieben.

Er betrachtete den Mönch mit einer mit Wehmuth gepaarten Ehrfurcht.

Der Mönch blieb lange vor dem Gekreuzigten auf den Knieen liegen.

Ohne Zweifel wüthete in seinem Innern ein grausamer und wilder Kampf, denn sein ganzer Körper erzitterte bisweilen, während seine bleichen Wangen sich mit einer schnellen und flüchtigen Röthe überzogen.

Als er sich wieder erhob, erleichterte ein langer Seufzer des Trostes oder der Reue seine Brust. Sein Antlitz hatte seine gewöhnliche Ruhe wieder gewonnen.

Er faltete die Hände, erhob die Augen gen Himmel und sagte mit einer langsamen und ernsten Stimme:

„Gott möge Portugal retten! — Ich habe einen Eid geleistet, und mein Leben gehört dem Könige."

Baltazar hatte ohne Zweifel ein anderes Resultat erwartet, denn er gab durch eine unzweideutige Bewegung seine Verzweiflung zu erkennen.

„Senhor," sagte er, „Ihr habt noch nicht Alles gelesen."

Und er nahm den Brief auf, welchen der Mönch zu Boden geworfen hatte, öffnete ihn und reichte ihn dem Letztern hin.

Der Mönch warf einen zerstreuten Blick auf das **Postscriptum**, aber kaum hatte er die ersten Worte desselben überflogen, als sich seine Brauen heftig zusammenzogen

„Senhora Isabella!" rief er aus; bei Gott! das soll nicht geschehen!"

Und er durchmaß die Zelle mit großen Schritten. Seine ganze Ungewißheit schien wiedergekehrt.

Aber dieses Mal dauerte der Kampf nur kurze Zeit.

Ein zweites Gefühl kam seinem Patriotismus zu Hilfe und verlieh diesem den Sieg.

„Das soll nicht geschehen!" rief er aufgeregt aus. „Der Krieg wird beginnen — und ich werde allein gegen Alle stehen. — Aber ich bedarf einer Flagge — Braganza und Portugal! — Was kümmert ein Mann, wenn es sich um ein Volk handelt!"

Er blieb vor Baltazar stehen.

„Wer soll die Königinn entführen?" fragte er.

„Die Ritter vom Firmament."

„Ich errathe. Ich glaubte den großprahlerischen Paduaner in Fanshaw's Vorzimmer zu erkennen —"

„Der Paduaner ist als Geisel bei Mylord geblieben. Ein Anderer wird die Patrouille befehligen."

„Und wer ist jener Andere?"

„Mylords Secretair."

Ein bitteres Lächeln umspielte die Lippen des Mönches.

„Sir William?" fragte er. „Bist Du gewiß, daß es ein falscher Name ist, hinter welchem er sich birgt?"

„Ich bin deß gewiß."

Der Mönch setzte sich und nahm ein Blatt Papier, auf welches er schrieb:

„Ich ersuche die Minister Seiner Majestät des Königs von England, den Lord Richard Fanshaw von seinem Posten zurück zu berufen, da er sich des Verbrechens des Verraths gegen unsern königlichen Herrn schuldig gemacht hat, indem er einem durch königlichen Machtspruch aus dem Königreich verbannten Verbrecher in seinem Hause Obdach und Schutz gewährt.

„Gegeben im Palast von Alcantara u. s. w.

„Der erste Minister des Königs Dom Pedro."

Der Mönch legte das Papier zusammen und schob es in das Couvert, welches vorher das Missiv des Gesandten enthielt.

Dann prüfte er die Adresse, dessen Aenderung er nicht nöthig fand und siegelte dann das Couvert mit seinem eignen Petschaft zu.

Während dieses geschah, blieb Baltazar fortwährend ruhig stehen.

„Du kannst das dem Capitain Smith überbringen," sagte der Mönch zu ihm.

Baltazar verbeugte sich und ging mit dem stummen und absoluten Gehorsam eines Sklaven des Serai.

Als der Mönch allein war, las er nochmals den Brief und steckte ihn dann bei, worauf er nach der Thür der Zelle schritt.

Bevor er jedoch ging, besann er sich eines Andern, öffnete nochmals den Brief und riß das **Postscriptum** ab, welches auf Isabella Bezug hatte.

„Das wird zwischen Mylord, Sir William und mir abgemacht," sagte er und lächelte hinter seinem dichten weißen Barte; „es ist nicht nöthig, daß der Graf von Castelmelhor unsere Geheimnisse kennen lernt."

Er nahm unter seinem Kopfkissen einen kurzen schwarzen kastilianischen Dolch hervor, welcher spitz war, wie der Stachel einer Biene, und an seinen drei Flächen drei tiefe Rinnen hatte. Er verbarg diese Waffe unter seiner Kutte und verließ dann seine Zelle.

Luis da Suza, Graf von Castelmelhor, stand damals auf dem Gipfel seiner Macht.

Alfons hatte sich buchstäblich zum Sklaven seines ersten Ministers gemacht und handelte nur nach dem Willen desselben.

Seit sieben Jahren fand dieser Zustand bereits statt. Castelmelhor hatte den König gewissermaßen im Sturm erobert. Schon am ersten Tage hatte er demselben ein beschämendes und grausames Opfer auferlegt: die Ratification der Verbannung

des Conti-Vintimiglia, welcher durch das Volk aus Lissabon vertrieben war.

Dieser Versuch konnte dem Grafen das Leben kosten; allein er gelang, und somit war seine Macht mit einem Male begründet. Alfons, der Niemand liebte, unterzeichnete ohne Zögern das Verbannungs-Urtheil seines ehemaligen Günstlings, während er zugleich versicherte, der „verdammte kleine Spitzbube von einem Grafen habe wunderliche Einfälle."

Nachdem der Graf in diesem Punkte gesiegt hatte, fühlte er sich stark genug und trug kein Bedenken mehr, seine Macht zu mißbrauchen: Er regierte.

Sein Palast, oder vielmehr seine Residenz, das ehemalige königliche Schloß, welches er mit einem großen Kosten-Aufwande hatte wiederherstellen lassen, erhob sich auf dem Platze Campo Grande.

Das Innere dieses Palastes übertraf an Herrlichkeit und Pracht bei Weitem das Innere der von Alfons bewohnten Paläste, und man pflegte in Lissabon zu sagen, daß Castelmelhor die pariser Pracht habe übertreffen und seiner Residenz einen Ruf habe verleihen wollen, welcher den Ruf des berühmten Palastes des Cardinals Richelieu überträfe.

Eine Menge von Hofleuten drängte sich zu jeder Zeit in diesem prachtvollen Gebäude.

Alfons war der Erste und Fleißigste unter allen denen, welche dem Minister den Hof machten. Er hatte seine Zimmer in dem Palast Castelmelhor, und ein Zimmer, welches nächst dem des Grafen das schönste war, trug den Namen: das K ö n i g s - Z i m m e r.

An demselben Tage, an welchem sich die von uns erzählten Ereignisse zutrugen, und zu der Stunde, zu welcher der Mönch sein Kloster verließ, gab der König Audienz in dem Palast Castelmelhor. Der ganze Hof war dort versammelt.

Man sah dort Richard Fanshaw und den Spanier Dom Cesare de Odiz, Marquis von Ronda; dann Alarcaon, Sebastian von Menesez und einige Edelleute, welche sich mit Castelmelhor verbündet hatten. Außerdem bemerkte man noch etliche Emporkömmlinge, welche wichtige Aemter bekleideten, denn in diesem Punkte war der Graf, seines Stolzes ungeachtet, gezwungen, in Conti's Fußtapfen zu treten.

Unter den Anwesenden waren viele, welche zu den Rittern vom Firmament gehörten, aber sie wagten kaum den Stern des Ordens in mikroskopischer Winzigkeit und möglichst versteckt an ihrem Hute zu tragen, denn der Graf war den Rittern vom Firmament nicht hold, und die schönen Tage des Ordens schienen vorüber.

Nur Alfons blieb mit wahrem Heldenmuthe seiner Marotte treu.

Er bedauerte aufrichtig und bei jeder Gelegenheit, daß die schönen Hetzjagden vorüber wären, welche er vordem allnächtlich in seiner guten Stadt Lissabon veranstaltet hatte, und quälte ewig seinen neuen Günstling, daß er ihm einmal eine solche Freude gönnen möchte.

Castelmelhor wich der Erfüllung des königlichen Wunsches unter verschiedenartigen Vorwänden aus.

Zudem wußte er einerseits, daß die Patrouille des Königs ihm grolle, und wollte den Einfluß derselben nicht wieder er-

wecken; und kannte er andrerseits die dumpfe und drohende Gährung, welche im Volke herrschte.

Ein Funke konnte den Zündstoff in Brand setzen, welcher im Stillen und ins Geheim aufgehäuft war.

Wer konnte berechnen, ob nicht bei dem damaligen Zustande der Dinge das Geheul der Revolte, einer allgemeinen, unbezwinglichen Revolte, die Freudenrufe der königlichen Hatz beantwortet haben würde?

Alfons hatte nichts dabei gewonnen, daß er älter geworden war. Seine Gesundheit war vielmehr noch schwankender geworden und zu gleicher Zeit hatte sich sein armer Verstand mehr und mehr umschleiert.

Kaum vermochte er noch hinkend einen Schritt zu gehen, und man mußte vom tiefsten Mitleid erfüllt werden, wenn man sah, wie sich dieses elende Wesen als den einzigen Kämpen für das Vaterland darstellte, während eine Menge egoistischer oder an das Ausland verkaufter Parteien ihm gegenüber standen.

In den Schluchten der Cevennen und anderer hohen Gebirge soll man bisweilen arme unglückliche Kinder antreffen, die Kinder einer von der Hand Gottes gebeugten Kaste. Sie sind hinfällig und aussätzig; wenn man einem Menschen ihren Namen giebt, so wird derselbe zu einer schrecklichen Beleidigung. In Folge eines letzten Schlages jener geheimnißvollen Rache, welche das Unglück über ihrer Wiege ausgießt und den Wanderer von ihrem einsamen Grabe fern hält, werden sie oft blind geboren, und späterhin raubt der Wind des Gebirges ihnen auch noch den Sinn des Gehörs. Man sieht diese Elenden alsdann auf verödeten Pfaden irren; der Wind hebt die

Fetzen, mit denen sie bekleidet sind und zeigt ihre schauderhafte Magerkeit; ihre Füße bluten, verwundet von den Kieseln des Weges; ihre Hand tastet umher und ergreift gierig das Laub der Bäume, um einen Hunger zu befriedigen, der sich nicht stillen läßt. Sie haben weder Obdach noch Familie. Ihr Vater ist todt; seine Gebeine bleichen auf den Kieseln irgend einer Fluthrinne. Ihre Brüder kennen sie nicht mehr! —

Und dennoch tragen diese Opfer der Schöpfung einen tröstenden Balsam in sich: die Sorglosigkeit.

Sie vermissen die Sonne nicht, denn sie haben dieselbe nie gesehen; ihr Gehör würde ihnen nur gedient haben, das Brausen des Windes im Gebirge zu hören, und es ist besser, daß sie dasselbe gar nicht hören.

Man sieht sie, indem sie ein eintönig Lied singen, den Felsenhang irgend eines Berges hinabsteigen, und wenn sie auf ihrem Wege anhalten, so geschieht das nur, um sich im Kreise zu drehen und einen unglaublichen, namenlosen Tanz zu tanzen. Sie drehen sich und drehen sich, bis der Athem ausgeht, oder ihr Fuß, den bis dahin die göttliche Gnade leitete, am Boden die Oeffnung eines tiefen Abgrundes trifft, in welchem ihr Märtyrthum endet.

So Alfons. Seine Narrheit schützte ihn gegen nagende Pein. Er sang und tanzte am Rande eines Abgrundes.

Besonders an jenem Tage war er ungemein heiterer Laune. Seine körperlichen Leiden ließen ihm ein Wenig Ruhe, und er versuchte, dieses Wohlbefinden so gut wie möglich zu benutzen.

Castelmelhor, welcher bisweilen sich als guter Regent zeigte, hatte in die Narrheit des Königs eingewilligt und große Audienz veranstaltet.

Jeder, der hoffähig war, hatte eine Einladung zu dieser Feierlichkeit erhalten.

Alfons saß auf einer Art von Thron, zu seinen Füßen zwei junge Doggen, die Enkel jenes Rodrigo, der in dem ersten Theile dieser Geschichte eine Rolle spielte.

Neben ihm saß Castelmelhor auf ziemlich nachlässige Weise in einem Armstuhle.

Einer trat nach dem Andern vor, um dem Könige seine Aufwartung zu machen.

Der Spanier wurde, als er vortrat, mit einem sehr anmuthigen Lächeln empfangen.

„Dom Cesare," sagte Alfons zu ihm, „ich würde Estremadura und selbst die beiden Algarbien hingeben, könnte ich dagegen Euer Gut in Andalusien bekommen! Was für Stiere, Dom Cesare! was für Stiere!"

„Ich besitze deren noch," antwortete der Spanier, „und alle, bis zum letzten, stehen zu Euer Majestät Befehlen."

„Das ist schön," sagte der König, „und zum Dank werde ich Euch dagegen zum Ritter vom Firmament machen."

Dom Cesare verzog den Mund und trat zurück.

Nach ihm trat Fanshaw vor.

„Ich erlasse Euch den Handkuß, Mylord!" rief ihm Alfons schon von ferne entgegen. „Mai de Deos!" fuhr er dann halblaut fort, „dieser englische Bulldogg hinkt, daß man seufzen möchte. Ich würde mich aufhängen, wenn ich so hinkte! — Mylord, wie befindet sich unsere Schwester Katharine?"

„Ihre Majestät die Königinn von England befindet sich sehr wohl, Sire."

„Und der Galgenstrick Karl, unser lieber Schwager?"

Seine Majestät der König, wenn dieser es nämlich ist, den Euere Majestät mit jenen Worten bezeichnen wollen, befindet sich, wie es nur für das Glück Englands gewünscht werden kann."

„Puh!" machte Alfons. „Na, Mylord! das kann mir sehr gleichgiltig sein. — Sagt einmal, giebt es in England viel solch häßliches buckliges Volk, wie Ihr?"

Das Angesicht des Engländers wurde bleifarben.

„Majestät," entgegnete er, indem er ein Lächeln versuchte, „Majestät erweist mir große Ehre durch diese köstliche Vertraulichkeit. Ich habe nur zu befürchten, daß mir hier unterschiedene Neider und Mißgünstige erweckt werden."

Alfons gähnte und gab zu erkennen, daß er sich langweile.

In dem Augenblick, als der Engländer sich umwandte, um nach seinem Sitze zurückzukehren, sah er sich dem Mönche gegenüber, welcher eben in den Audienzsaal eingetreten war.

„Was giebt es Neues?" fragte Fanshaw mit halblauter Stimme.

„Bst!" machte dagegen der Mönch. „Ich werde morgen Euere Frage beantworten, Mylord Gesandter, und wer weiß, welchen Titel man Euch alsdann wird ertheilen müssen!"

Die Stirn des Engländers entrunzelte sich; sein spöttisches und vorsichtiges Lächeln erschien wiederum unter den harten Borsten seines Schnauzbartes.

---

9. Mönchswaffen.

Der Mönch schritt langsam vor, während er den Kopf stolz erhoben trug, aber dennoch seine Kapuze versichtig über sein Antlitz geworfen hatte.

Unter einer mit Furcht gemischten Ehrerbietung wichen die Wogen der Hofleute zur Seite, damit er freien Durchgang finde

Als er vor dem Könige angelangt war, blieb er stehen und kreuzte seine Arme über der Brust.

„Möge Gott Euere Majestät segnen!" sagte er.

„Senhor Mönch," antwortete Alfons, „ich gebe Euch Euern Wunsch von ganzem Herzen zurück: möge Gott Euer Hochwürden segnen!"

Es war gewiß das hundertste Mal, daß die Hofleute einander verwundert anschauten und sich fragten:

„Wer ist dieser Mann?"

Alle thaten diese Frage, aber Keiner vermochte dieselbe zu beantworten.

„Freund," sagte Alfons, indem er sich gegen Castelmelhor

neigte, „möchtest Du nicht ebenfalls gern wissen, was für ein Gesicht sich hinter der Kapuze des hochwürdigen Vaters birgt?"

Castelmelhors Auge glühte vor Verlangen.

Er bezwang sich jedoch und antwortete mit anscheinender Kälte:

„Die Geheimnisse des hochwürdigen Vaters kümmern mich sehr wenig. Wenn es aber Euerer Majestät beliebt, so werde ich ihm befehlen, daß er sich entdecke."

„Dieser Palast gehört Euch, Senhor," antwortete der Mönch; „aber dieser Saal trägt den Namen des Königs, und ich stehe hier unter dem Schutz desselben. Ihr könntet also befehlen, und ich würde nicht gehorchen!"

„Wenn nun der König selbst beföhle?" fragte der Günstling stolz.

Der Mönch richtete seinen Blick auf Alfons, der sofort erzitterte und die Fassung verlor, wie ein Kind unter dem strengen Blick seines Mentors.

„Seine Majestät wird nicht befehlen," sagte der Mönch mit leiser aber fester Stimme.

Castelmelhor biß sich in die Lippen, der Mönch aber verneigte sich, ging und setzte sich auf eine ferne Bank im Rücken des Günstlings.

„Senhores," sagte der König, der sich noch immer nicht von dem Eindruck erholen konnte, welchen der Blick des Königs auf ihn hervorgebracht hatte; „Senhores, es ist hier entsetzlich schwül. Laßt uns in den Garten des Palastes hinabgehen. Gieb mir Deinen Arm, Mello, und komm!"

Der König schritt mühevoll die Stufen hinab, welche zu

seinem thronartigen Sitze führten, und schritt alsdann durch den Saal.

„Mylord," sagte er, als er an Lord Fanshaw vorüber ging, „wir haben mit tadelnswerthem Leichtsinn von Euerm Höcker gesprochen. — Es tröstet uns nur, daß wir nichts von Euern Beinen gesagt haben. Ich hoffe, Ihr werdet unsere Unterhaltung als nicht geschehen betrachten, Mylord."

„Wahrhaftig, Mylord!" sagte Dom Cesare de Odiz, indem er mit spottvollem Blick die Beine des Engländers betrachtete, „Seine Majestät sucht Händel mit Euch."

Mylord antwortete:

„Hörte Euere Excellenz schon einmal von einem verwachsenen Menschen des Alterthums, welcher Aesop hieß?"

„Nein, Mylord."

„Das nimmt mich nicht Wunder, Excellenz; dieser Aesop war ein Buckliger aus Thrakien, welcher am Hofe des Königs Kroisos lebte, an welchem zugleich mehre sehr hübsche Burschen bemerkt wurden, von denen einige Gesandte waren."

„Was kümmert mich das?" fragte Dom Cesare.

„Ich erzähle Euch eine wahre Geschichte, Senhor. — Aesop war sehr häßlich; die schönen Burschen, von denen etliche Gesandte waren, spotteten über ihn."

„Wirklich?"

„Ja, Senhor. — Um sich zu rächen, machte er ihnen durch sehr sinnreiche Fabeln begreiflich, daß sie Pinsel wären — ich meine nämlich die hübschen Burschen am Hofe des Königs Kroisos, von denen einige Gesandte waren."

„Was soll das bedeuten?" fragte Dom Cesare, der den Schluß der Erzählung errieth.

Zu gleicher Zeit berührte er seinen langen Degen von Toledo, aber Fanshaw sandte ihm bereits von Ferne ein spottvolles Lächeln zu und verschwand.

Alle, die sich im Saale befunden hatten, waren dem Könige gefolgt.

Nur Castelmelhor hatte sich nicht von seinem Platze gerührt, und sein Haupt war unwillkürlich auf seine Brust gesunken.

So blieb er lange sitzen, in ein tiefes und kummervolles Nachdenken verloren.

Mit einem Male erhob er die Stirn. Aus seinem Auge leuchtete der Ausdruck des Zornes.

„Ich würde Euch nicht gehorchen," sagte er halblaut, indem er mit dem Fuße heftig auf den Boden stampfte; „wer wagt es, so in meinem eigenen Hause mit mir zu sprechen? — in Gegenwart des Königs — in Gegenwart des ganzen versammelten Hofes! — Wer ist dieser Mensch? — Ich sah schon früher die Blitze, welche aus seinen Augen sprühen — ich erinnere mich undeutlich, daß ich schon früher seine Stimme hörte."

Bei diesen letzten Worten erschrak Castelmelhor und wandte sich um.

Eine Hand legte sich auf seine Schulter: es war die Hand des Mönches.

„Euere Erinnerungen täuschen Euch nicht, Senhor Graf," sagte er. „Ihr habt mich schon vordem gesehen, habt schon vordem meine Stimme gehört."

„Wer seid Ihr?" fragte Castelmelhor heftig.

„Das ist mein Geheimniß, Senhor."

„Seid Ihr mein Freund? — seid Ihr mein Feind?"

„Weder das Eine, noch das Andere."

Der Mönch schwieg.

Castelmelhor seinerseits schwieg ebenfalls.

So blieben beide regungslos einander gegenüber stehen, zwei Kämpfern gleich, welche sich mit den Augen messen, bevor der Kampf beginnt.

Castelmelhors Mannesalter hielt Alles, was seine Jugend versprochen hatte. Er war schön, und die glänzende Tracht, welche seine untadelhaften Formen umschloß, endlich eine neue Pracht von der stolzen Weise, mit welcher sie getragen wurde. Sein Anblick gebot Achtung, sein Lächeln bezauberte, sein Blick flößte Furcht oder Liebe ein, je nachdem er hochfahrend oder schmeichelnd war. Er war ein Hofmann, das Ideal eines Hofmannes: er war ein großer Herr.

Und doch fand man, wenn man ihn in der Nähe betrachtete, etwas Zweideutiges und Unbeschreibliches an ihm, das einen geheimnißvollen Widerwillen hervorrief.

Sein Lächeln war ein freimüthiges, seine Stirn war offen, seine ganze Physiognomie athmete den Adel — aber es lag hinter dieser Physiognomie gewissermaßen ein zweites Antlitz, welches verzerrt war und auf Lügen deutete.

Hinter seiner Freimüthigkeit entdeckte man die Ermüdung, welche durch eine eingelernte und mühsam gespielte Rolle veranlaßt war; durch sein feines und ungezwungenes Benehmen leuchtete die Berechnung. Es lag Schlauheit in seinem Lächeln.

Als Kinder haben wir uns wohl manches Mal schönen Rosensträuchern genähert, welche die Abendluft mit ihren kostbaren Düften erfüllten. Wir wunderten uns und waren ent=

zückt, wenn wir die Rosen an ihren moosigen Zweigen schwanken sahen. Sie wogten so anmuthig und neigten ihre sammetnen Kronen abwechselnd nach den vier Himmels-Gegenden. Wir blieben vor ihnen stehen, athmeten ihre Düfte ein, verschlangen sie mit den Augen, aber wagten nicht, sie zu pflücken. Endlich reckten wir eine Hand aus —

Aber in der Mitte des Rosenstrauches, zwischen den beiden schönsten von allen Rosen zeigte sich ein grünlicher Kopf und streckte uns eine lange, spitze, gespaltene Zunge entgegen. Eine Schlange barg sich zwischen den schönen Blumen.

So erschien hinter der freundlichen Maske des Günstlings der gehässige und eiskalte Egoismus.

Stand man fern, so bemerkte man nur Reize, Anmuth, Wohlduft; stand man näher, so erkannte man in den lächelnden Augen die giftigen Pfeile, welche ihr Ziel suchten.

Das Antlitz des Mönches verschwand vollkommen unter seiner Kapuze, aber man vermochte in seiner Haltung einen Stolz zu entdecken, welcher mindestens demjenigen Castelmelhors gleich kam.

Zugleich bemerkte man aber bei ihm eine Ruhe, welche diejenige des Grafen übertraf.

Beide waren etwas unter der mittlern Größe, wie die meisten Portugiesen, aber Castelmelhors ganze Person hätte einen akademischen Maler als Modell dienen können, und des Mönches fester Gang mußte wenigstens die Vermuthung erwecken, daß seine Kutte einen gewandten und kräftigen Mann berge.

Wäre ein Zweikampf zwischen einem Diener der Kirche und einem Edelmanne möglich gewesen, so hätte man demnach an-

nehmen dürfen, daß die Vortheile auf beiden Seiten gleich wären.

Es war der Mönch, welcher zuerst das Schweigen brach.

„Senhor," sagte er, „ich erkannte in den Worten, welche Ihr an den König richtetet, eine Herausforderung und habe daher auf dieselbe geantwortet. Als ich jedoch in diesen Palast trat, waren meine Absichten friedfertige. Ich wollte Euch nur bitten, mir einen Augenblick Gehör zu schenken. Seid Ihr jetzt bereit, mich anzuhören?"

Der Graf besiegte seine Aufregung schnell und zeigte seine gewöhnliche Ungezwungenheit.

„Mögen Euer Hochwürden mir verzeihen," sagte er lächeln; „ich habe wie ein schmollendes Kind gehandelt, wie ein Kind, welches darüber böse wird, daß man ihm den Gegenstand seiner Laune verweigert. Ich habe damit Unrecht gethan, ich bekenne es, und hoffe, daß Euer Hochwürden mir verzeihen werden."

Der Mönch verneigte sich.

„Man sagt," fuhr dann Castelmelhor fort, dessen Stimme sanft wurde und einen leicht spöttischen Ausdruck annahm, „daß mein ehrwürdiger Oheim, Ruy da Suza da Macedo, Ober-Abt der Benedictiner in Lissabon, Euch, mögt Ihr nun ein Mönch sein oder nicht, mit gutem Vorbedacht ein Asyl eingeräumt habe und das Geheimniß Eures Daseins kenne. Das reicht für mich hin, in Euer Hochwürden einen Mann zu erblicken, der ein Freund seines Vaterlandes ist. Ueberdieß habt Ihr mir schon oft köstliche Nachrichten über das Beginnen von Verräthern gegeben, welche sich ins Geheim zu Portugals Untergange verschworen haben."

Der Mönch verneigte sich von Neuem.

„Auf welche Weise Ihr Euch dergleichen Nachrichten verschafft," nahm nochmals der Günstling das Wort, „das weiß ich nicht, allein es kümmert mich das auch nicht. — Nun redet, Senhor Mönch, ich höre Euch an."

Castelmelhor stellte zwei Stühle neben einander, bot den einen mit einer unendlich eleganten Bewegung dem Mönche an und setzte sich selbst auf den andern.

Der Mönch blieb stehen.

„Senhor," sagte er, „meine Augenblicke sind gezählt, und ich habe keine Zeit, mich zu setzen."

Zugleich zog er den Brief des Engländers aus seinem Busen und reichte ihn dem Günstlinge.

Castelmelhor nahm ihn und entfaltete ihn langsam, indem er die vollkommenste Gleichgiltigkeit zur Schau trug.

„Wünschen Euer Hochwürden, daß ich dieses Schreiben lese, so stehe ich zu Dero Befehlen," sagte er.

Er warf einen nachlässigen Blick auf das Missiv. Trotz seinen Bemühungen, eine ruhige Haltung zu behaupten, zogen sich seine Brauen schon bei den ersten Zeilen zusammen.

„Glaubt sich Mylord seiner Sache so gewiß?" murmelte er.

Als er an die Stelle kam, welche ihn betraf, sprühte ein Wuthblitz aus seinem Auge.

„Bei dem Blute der Suza!" rief er aus; „ich werde Dir bald beweisen, Du elende Krämerseele von London, daß Du nicht gelogen hast, wenn Du sagtest, daß ich Deine habsüchtige Nation hasse. — Die erste Handlung meiner Macht wird darin bestehen, daß ich Dich wie einen Aussätzigen verjage!"

„Ihr gedenkt Euch also noch mächtiger zu machen, als Ihr

bereits seid, Senhor Graf?" unterbrach den Sprechenden die ernste Stimme des Mönches.

Castelmelhor biß sich in die Lippen.

„Ich war der Meinung," fuhr der Mönch fort, „daß Ihr gar nicht mehr steigen könntet, wenn Ihr nicht etwa Euch auf den Thron selbst setzen wolltet."

„Ihr irrtet Euch, Senhor Mönch," sagte Castelmelhor mit Ruhe. „Der Engländer und alle die, welche mich anklagen, daß ich nach dem Erbe des Hauses Braganza strebe, sind Lügner. Ich bin bereit, mit dem Degen in der Hand Solches zu beweisen."

„Wozu nützt denn der Degen?" fragte der Mönch nachlässig. „Um zu beweisen, daß man nicht steigen will, reicht es hin, daß man auf seiner Stelle bleibe."

„Euer Hochwürden wissen stets guten Rath zu ertheilen," antwortete Castelmelhor, dessen Verlegenheit eine nur zu sichtbare war. „Erlaubt, daß ich weiter lese."

Die Schilderung des Infanten und die der Königinn lockten ein Lächeln auf die Lippen des Günstlings, allein dieses Lächeln schwand schnell, als er an die Stelle kam, wo die Rede von dem Mönche war.

Castelmelhor las diese Stelle sehr aufmerksam und zu wiederholten Malen.

„Wenn ich nicht irre," sagte er endlich, „so spricht Lord Fanshaw hier von Euer Hochwürden."

„Ihr irrt Euch nicht, Senhor."

„Das ist wunderlich! — Kann ich nicht erfahren, durch welchen Zufall diese Botschaft in Euere Händen gerathen ist?"

„Es war das kein Zufall."

„Verschont mich mit eiteln Streitigkeiten um Worte, Senhor Mönch!" sagte Castelmelhor mit hartem Ausdruck. „Es ist jetzt an mir die Reihe, zu sagen, daß ich keine Muße habe. — Wollt Ihr mir jetzt sagen, auf welche Weise Ihr Euch in den Besitz dieses Briefes gesetzt habt?"

„Nein," antwortete der Mönch.

„Wie es Euch beliebt. — Ich schulde Euch einen Rath gegen den, welchen Ihr mir kaum erst ertheiltet. Hört ihn an: Wir leben in einer Zeit, in welcher die Kutte eine klägliche Rüstung ist, Senhor Mönch."

„Das weiß ich."

„Die Kapuze mag immerhin das Gesicht bedecken, aber ein bedrohtes Leben zu beschützen —"

Der Mönch unterbrach ihn.

„Gegen einen Mann," sagte er, „bedarf man eines kräftigen Armes und einer scharfen Waffe; ich habe beides. — Gegen eine Partei — Betet zu Gott, Senhor Graf, daß es nimmer eine Nothwendigkeit für Euch werden möge, mit mir zu kämpfen."

Castelmelhor hatte sich erhoben.

Unwillkürlich beherrscht durch die Ruhe des Mönches, wollte er seine Unruhe hinter dem Anscheine eines Spottes verbergen.

„Wahrhaftig!" sagte er, „es würde mir auch nicht einfallen, Euer Hochwürden anzugreifen. Mylords Missiv giebt mir einen Begriff von Euerer geheimnißvollen Macht."

„Die Zeit verfließt," antwortete der Mönch, „und ich habe heute noch mehr, als eine Pflicht zu erfüllen. — Ich habe Euch gewarnt, Senhor, weil in Euerer von der Ehrsucht verheer-

ten Seele noch ein Gefühl übrig geblieben ist, welches einige Aehnlichkeit mit der Liebe zum Vaterlande hat. Ihr seid ein Suza! Ihr würdet Euere Abstammung Lügen strafen, wenn Ihr keinen Haß gegen England fühltet. Hätte es sich übrigens nur um Portugal gehandelt, so würde ich nichts gesagt haben, denn ich hätte doch gewiß sein können, daß man mich nicht angehört haben würde. Aber es handelt sich auch um Euch, und wenn Ihr Euch vertheidigt, so vertheidigt Ihr zu gleicher Zeit Portugal. Ich rechnete auf Euern Egoismus, nicht auf Euern Edelsinn. — Nun möge Gott Euch behüten!"

Nachdem der Mönch diese Worte gesagt hatte, schritt er der Thür entgegen.

Castelmelhor war an seiner Stelle stehen geblieben, denn er war durch den heftigen Angriff des Mönches zu sehr betroffen; in dem Augenblick aber, als derselbe die Schwelle betrat, eilte er ihm nach und hielt ihn mit Gewalt beim Arme zurück.

„Mögen Euer Hochwürden mir noch eine Minute schenken," sagte er mit mühsam verhaltener Wuth; „ich vermag Rathschläge anzuhören, selbst wenn ich dieselben nicht verlangt habe; allein Beleidigungen —! Senhor Mönch, Ihr seid mit einem Briefe des Engländers in mein Haus getreten, mit einem Briefe, in welchem jener Engländer selbst Euch als seinen Verbrechens-Genossen und Verbündeten anklagt; mit einem Briefe, in welchem Ihr als ein Söldling Englands bezeichnet werdet, und dennoch senkt Ihr die Stirn nicht, sondern sprecht keck und verwegen; dennoch fällt es Euch nicht ein, Entschuldigungen zu stammeln, sondern Ihr beleidigt lieber! — Habt Ihr denn ver-

gessen, daß ich der erste Beamte des Königreichs bin? daß ein Wink meiner Hand ausreicht, um Euch zu zerschmettern?"

„Ich habe nichts vergessen," antwortete der Mönch mit verächtlicher Kälte. „Ihr seid der Sohn Suza's, eines edlen Mannes, der zugleich ein treuer Unterthan war; aber Joao da Suza schaut aus dem Himmel auf Euch nieder und verleugnet Euch, Castelmelhor, denn Ihr seid ein Meineidiger, Ihr seid ein Verräther, Ihr werdet vielleicht noch ein Meuchelmörder werden."

Das Antlitz des Grafen wurde von einer erschreckenden Bläße überzogen; Schaum trat vor seine krampfhaft zusammen gezogenen Lippen.

„Du lügst!" schrie er und zog seinen Degen.

Der Mönch stützte sich gegen die Thür, hinter welcher man das Gelächter der auf der Galerie auf und ab wandelnden Edelleute hörte.

„Vertheidige Dich! vertheidige Dich!" rief Castelmelhor, der von einem wahrhaften Wahnsinn ergriffen war; „Du hast mir gesagt, daß Du eine Waffe hättest; so vertheidige Dich!"

Das Gelächter und die Gespräche der auf der Galerie lustwandelnden Edelleute ließen sich immer deutlicher und in immer größerer Nähe hören.

„Ihr wollt meine Waffe sehen, Senhor Graf?" fragte der Mönch in einem spöttischen Tone; „ich besitze mehre Waffen."

„So beeile Dich, oder beim Satanas! ich spieße Dich an die Flügel dieser Thür!"

Mit einer Bewegung, die so schnell war, wie ein Blitz, hatte sich der Mönch aus dem dicken und langen Aermel seiner Kutte einen Handschuh gemacht, ergriff den Degen des Grafes

bei der Klinge und zerbrach ihn. Mit der andern Hand warf er den Grafen zu Boden.

„Das ist eine von meinen Waffen!“ sagte er und setzte auf Castelmelhors Kehle den kleinen kastilianischen Dolch, welchen wir ihn zu sich steckeu sahen, als er seine Zelle im Kloster verließ. „Aber das ist meine schlechteste Waffe.“

Anstatt mit dem Dolche zuzustoßen, hob er den Graf empor und öffnete die beiden Flügel der Thür.

Castelmelhor, der mit einem Kniee auf der Erde kniete, sah sich plötzlich etwa zwanzig Edelleuten gegenüber, welche auf der Galerie lachten und plauderten.

„Was giebt das?“ riefen die Edelleute und verdoppelten ihr Gelächler.

Der Mönch wandte sich gegen Castelmelhor und machte drei Mal über seinem Haupte das Zeichen des Kreuzes.

„Das ist meine andere Waffe, Senhor Graf,“ sagte er leise, „und zwar meine beste Waffe.“

Hierauf sprach er mit ernster Stimme die lateinischen Worte des priesterlichen Segens.

Castelmelhor schäumte vor Wuth und blieb auf den Knieen liegen, als wäre er an den Fußboden gefesselt.

Bevor er noch die Kraft fand, ein Wort zu sagen, ein Glied zu bewegen, war der Mönch gegangen, wie er gekommen war, langsam und mit stolz erhobenem Haupte.

---

10. Der Hof von Frankreich.

Isabella von Savoyen-Nemours war aus dem souverainen Hause von Savoyen und durch ihre beiden Oheime, die Herren von Vendome und von Beaufort, mit dem Hause der Bourbons verwandt.

Sie war damals achtzehn Jahr alt, als König Alfons von Portugal durch Vermittlung des Marquis von Sande um ihre Hand werben ließ

Damals war für Frankreich die Glanz-Periode der Regierung Ludwigs XIV. erschienen.

Der Hof von Versailles, das Muster einer eleganten und prunkvollen Größe, breitete vor den Augen der europäischen Welt seinen Ruhm ohne Gleichen, seine Frauen von geschichtlich gewordener Schönheit, seine fabelhafte Pracht aus.

Alles war dort groß, prunkvoll, unvergleichlich: die Feldherren hießen Turenne oder Condé; die Dichter Molière oder Racine; die Maler Lesueur, Mignard oder Lebrun; die Rechtsgelehrten Harlay oder d'Aguesseau; die Damen Sévigné oder la Vallière.

Bossuets Stimme ließ von der Kanzel aus die Gewölbe

der Notre-Dame erschallen; Lulli setzte die schönen Poesieen eines Quinault in Musik; die Hand eines Lenôtre schuf die feenhaften Parterre von Versailles.

Und alle, Feldherren, Dichter, Damen, Künstler, Gelehrte, bildeten gleichsam nur einen leuchtenden und strahlenden Schein um ein gemeinsames Centrum, welches der König war.

Der König war die Seele; er strahlte Leben und Licht aus; alle jene Größen waren Ausflüsse seiner eignen Größe; alle Berühmtheiten waren nur der Widerschein seines Ruhmes.

Ihm gegenüber wandelte die Bewunderung sich in einen Gottesdienst um.

Man stellte ihn als Halbgott dar, und es waren Dichter nöthig, um seine Geschichte zu schreiben.

Seine Liebe war glühend, gleich der des Jupiter. Das Weib aber, welches er einen Tag geliebt hatte, welkte dann in einer Zelle, um Jahre lang von seiner Erinnerung zu leben.

Sein ganzes Jahrhundert feierte ihn mit Preis-Gesängen, und die Welt erschrak, wenn ein Priester von dem Altare herab ihm die donnernden Worte zuzurufen wagte:

„Gott allein ist groß!“

Und dennoch war dieser Ausruf, so niederschmetternd er auch scheinen mochte, nur eine neue sinnreiche Huldigung, weil er eine Vergleichung enthielt

Ja, jener König war so groß, daß noch nach so vielen verflossenen Jahren Verläumder sein Andenken angegriffen haben.

Es haben sich einige von jenen gemeinen Raufbolden gefunden, welche ihre Degen bis an das Heft in den Staub der Gräber stoßen, etliche von jenen Schakaln, die von Leichen zeh-

ren und ihre Festmahle bald unter den Marmorplatten von Saint-Denis, bald unter den Steinen des Pantheon suchen; kurz, es hat sich eine Stimme hören lassen, welche dem Weltall zugerufen, daß Ludwig XIV. nur ein Pygmäe gewesen sei.

Welcher Ruhm, noch nach anderthalb Jahrhunderten die Größen der Welt in den Koth zerren zu können!

Frankreich war ruhig.

Die Fronde war eines Tages unter einem Blicke Ludwigs verschwunden, gleichwie der dichte Morgen-Nebel vor einem Strahle der Sonne entflieht.

Die Erinnerung an diesen heroisch-komischen Bürgerkrieg lebte nur noch in den Herzen einiger alten Mißvergnügten, welche ihren schmollenden Kummer hinter den grauen Mauern ihrer Landsitze verschlossen.

Bei Hofe war jeder Groll gelöscht, weil der Herr verziehen hatte.

In Versailles hörte man nur noch Festgesänge und Bardenlieder. Da — es war gegen das Ende eines Balles und die Violinen schlummerten bei dem Finale des letzten Menuets ein — da verbreitete sich eine frohe Botschaft von Saal zu Saal.

Die Edelleute raunten einander leise Worte in die Ohren und drückten sich die Hände. Die Damen zischelten hinter ihren von Edelsteinen blitzenden Fächern. Ueber die Lippen Aller flog ein Lächeln und aus den Augen Aller leuchteten Blitze.

Das Gemurmel wuchs und ward bald so laut, wie nur der Ort und die Persönlichkeit es erlaubten.

„Krieg!“ rief man sich von allen Seiten zu.

Krieg und Sieg waren nämlich für die Franzosen damals gleichbedeutende Worte.

England, Spanien, Holland, Oesterreich beugten nach einander ihre Kniee

Nach dem Siege der Triumph; und wie der Sieg glänzend gewesen war, so wurde der Triumph prachtvoll; man errichtete mittelst der gewonnenen Beute ein Denkmal, eine riesige Statue, denn die Geschichte läßt sich auch mit Granit und Bronze schreiben.

Isabella hatte ihre erste Jugend inmitten all dieser Größe verlebt. Ihr Vater hielt Hof als ein Fürst von Geblüt; ihre Mutter, Diane von Chevreuse, aus dem Hause Lothringen, war die Vertraute Anna's von Oesterreich.

So schön, daß sie selbst an jenem Hofe glänzte, an welchem die Schönheit nur eine alltägliche Sache war, besaß sie eine Aussteuer, wie eine Königinn, und konnte möglicher Weise Erbinn der Krone von Savoyen werden.

Was Wunder, wenn Isabella von Anbetung und Huldigungen umgeben war!

Zahlreiche Werber baten um ihre Hand, und als der Marquis von Sande mit der Werbung des Königs Alfons von Portugal anlangte, da erhielt er anfangs eine so kalte Antwort, daß er seine Sendung für beendigt ansah.

Andrerseits sprach sich auch Ludwig XIV. gegen die angetragene Verbindung aus und sagte, daß es ihm Freude gewähren würde, wenn Mademoiselle von Savoyen einen der hohen Herren an seinem Hofe als Gemahl wählen wollte.

Isabella achtete seines Rathes nicht. Heiter, leichten Sinnes, die Freude liebend und vernarrt in den Prunk, welcher ihr

Leben verschönerte, war sie eben so gleichgiltig gegen die Hofleute, welche sie kannte, wie gegen den König Alfons, den sie nicht kannte.

Hatte sie doch auch keine Zeit, an dergleichen Albernheiten zu denken!

Mußte sie nicht alle Tage die Arbeiten von fünf oder sechs Frauen leiten und beaufsichtigen, welche mit Anfertigungen der Toilette beschäftigt waren, die sie Abends anlegen sollte?

Mußte sie nicht die neue Menuet, den neuesten Knix einstudiren?

Mußte sie nicht vor allen Dingen auch ein Wenig an den schönen Fremden denken, welcher an einem Ball-Abende ihren Handschuh auf die galanteste Weise von der Welt aufgehoben und ihr dann denselben dargereicht hatte, ohne die Augen gegen sie aufzuschlagen?

Und doch hatte er schöne Augen, schöne schwarze Augen, die aber, wie es schien, nicht zu lächeln verstanden. Sein edles Antlitz trug keinen andern Ausdruck, als den einer tiefen und düstern Wehmuth. Gleichgiltig und kalt ging er an all den verschiedenen Freuden vorüber, durch welche die begünstigte Menge in des Königs vergoldeten Zimmern berauscht wurde. Seine bleiche Stirn ward nicht geröthet von dem glühenden Hauch des Festes. Schönheit, Wohlgerüche, Harmonieen umwogten ihn, aber berührten weder seine Sinne, noch sein Herz. Seine Sinne waren abgestorben, sein Herz anderwärts.

Ein unerwarteter, unermeßlicher Schmerz hatte ihn kaum erst im Schooße eines ungetrübten Glücks getroffen.

Dieser Fremde war ein Portugiese und nannte sich Dom

Simon da Vasconcellos y Suza. Inez von Cadaval, seine Gemahlinn, war gestorben.

Nun hatte aber Simon all seine Hoffnungen, all seine Liebe auf Inez gesetzt. Ihr Tod vernichtete ihn; er verlor die Kraft und den Muth, er verlor sogar die Erinnerung an den Schwur, welchen er seinem sterbenden Vater geleistet hatte, und reiste, unbekümmert um Portugals und seines Königs Loos, nach Frankreich.

Eine Zeit lang irrte er in den Provinzen umher und kam dann nach Paris. Er sah den Hof, und das war das Ziel seiner Reise.

Es giebt Menschen, die sich in ihrem Schmerz gefallen; sie lieben die Erinnerungen und vergießen süße Thränen, indem sie an diejenigen denken, welche nicht mehr sind

Andere wieder fliehen die Orte, welche Zeugen ihres vergangenen Glücks waren; sie kämpfen mit Gewalt gegen ihren Schmerz; sie stellen das laute Treiben der Menge zwischen sich und ihr Gewissen; sie weisen mit Schauder die Erinnerung zurück, weil die Erinnerung an ihrem Herzen nagt und sie tödtet.

Diese Letztern allein sind zu beklagen, denn die Erstern sind mondsüchtige Schwärmer, für welche die Verzweiflung nur ein Stoff zu Elegieen ist. Ihre Melancholie hat Erstasen; sie setzen sich auf ein Grab, um endlose Strophen zu reimen, wie Young oder wie Hervey.

Der Schmerz, den man flieht, und der sich dennoch an unsere Seele anklammert, das ist der einzige und wahre Schmerz.

Ein solcher Schmerz war es, den Simon empfand.

Der Unglückliche fühlte sich schwach gegen sein Märtyrthum und wollte demselben ein Ziel stecken. Er wollte, um ein

alltägliches Wort zu gebrauchen, sich zerstreuen, wenn nicht vergessen.

Bei dem ersten Blick, welchen er auf den Hof von Frankreich warf, fühlte er, daß hier die Arznei zu finden sei, wenn es überhaupt eine Arznei für ihn gäbe.

Er ließ sich vorstellen, er nahm an allen Festen Theil, er warf sich über Kopf in den Strudel.

Aber er hatte zu viel verlangt; die Arznei war unwirksam. Es gab keinen Lärm, welcher die Stimme seines Kummers zu übertäuben vermocht hätte, keinen Strudel, welcher seinen Schmerz mit sich hinweggerissen hätte. Dieser Schmerz hielt treu bei ihm aus, gleich einem vernichtenden Gewicht, das man nicht zu heben noch zu bewegen vermag.

Isabella, das sorglose Kind, hatte bisher aus keinem andern Gruude einen Mann angeblickt, als um die Farbe seiner Bänder zu erkennen oder den Werth seiner Spitzen zu bestimmen. Sie hatte übrigens auch keinen Mann anschauen können, denn die schmachtenden Blicke ihrer Anbeter drückten die ihrigen zu Boden; sie zog es vor, den launenhaften Arabesken des Teppichs oder den bunten Linien der Mosaik zu folgen, als der schweren Artillerie der Blicke zu begegnen, deren Kreuzfeuer sie traf, so oft sie ihre Augen erhob.

Simon, der schöne Fremde, hatte dagegen ihren Handschuh aufgehoben, ohne sie anzublicken. Die Rollen wechselten; da sie sah, daß er seine Augen niederschlug, so erhob sie die ihrigen.

Simon war schön ungeachtet seiner Wehmuth; vielleicht bildete seine Wehmuth sogar einen neuen Reiz. Isabella sah seine Spitzen nicht; die Farbe seiner Bänder entging ihr vollkommen:

aber von dem Fremden selbst hätte sie am andern Morgen bei ihrem Erwachen das genaueste Bild entwerfen können

Als sie ihn wiedersah, da fühlte sie das Erröthen ihrer Wangen, und eines Morgens traten, ohne daß sie wußte, warum? Thränen in ihre Augen, welche bisher nur aus Aerger, Mitleid oder Freude geweint hatten.

Sie prüfte ihr Gewissen und vermochte keinen Gegenstand des Kummers in ihrer Umgebung zu finden; aber dennoch hörte sie mit einem Male auf, sich zu befragen und wurde träumerisch.

Seitdem richtete sie nur noch verstohlne Blicke auf deu schönen Fremden.

Die Hof-Feste gewannen nun für sie ein anderes Ansehen. In jenen unermeßlichen Sälen, in denen sich eine von Gold, Seide und Sammet strahlende Menge bewegte, sah sie nur noch einen Mann. Obgleich sie sich in jeder Weise bemühete, denselben nicht anzublicken, so fühlte sie dennoch seine Annäherung; sie errieth dieselbe durch ihre geschlossenen Augenlider. Wenn er an ihr vorüberging, so bewegte ein magnetisches Zittern alle ihre Glieder; wenn er nicht mehr da war, so bemächtigte sich ihrer eine Art von Erschlaffung und versenkte sie in eine träumerische Apathie.

Mit der Zeit wandelte sich ihr ganzer Charakter um unter der Einwirkung einer Leidenschaft, welche endlos wuchs. Das arme Kind lachte nicht mehr; sie verwandte nur eine zerstreute Sorgfalt auf ihren Putz und träumte während der übrigen Zeit — dachte an ihn.

Und er dachte nicht an sie. Sein Schmerz war nicht ge-

mildert. Fremd jenen Freuden, in deren Mitte sein Leben verging, sah er nichts von denselben.

Er hatte noch nicht einmal das Antlitz der Jungfrau geschaut, welche ihn liebte. Er erinnerte sich nicht mehr, daß er ihren Handschuh aufgehoben hatte. Er wußte nicht einmal, daß Isabella in der Welt war.

Indeß gewann die Liebe eine unwiderstehliche Herrschaft über Isabella's Herz. Unerfahren und unbekannt mit der Kunst, sich zu verstellen, vermochte sie nicht lange ihre Träumereien zu verbergen. Es waren so viele eigennützige Blicke auf sie gerichtet!

Eines Abends ging Simon langsam durch die Säle und kämpfte, wie gewöhnlich, mit seinen grausamen Gedanken. Isabella sprach mit einem jungen Edelmann, dem Herrn von Carnavalet. Sobald sie Simon erblickte, flog ihr Herz ihm entgegen; sie sprach nicht mehr, sie hörte nicht mehr. Ihr Auge suchte Simon in den Gruppen, in welchen sich derselbe verlor, und verschleierte sich mit dem Ausdruck einer gewissen Besorgniß, wenn es für einen Augenblick seine Spur verlor.

Herr von Carnavalet liebte Isabella seit langer Zeit und glaubte Rechte auf sie zu haben. Er folgte der Richtung ihrer Blicke und fand am Ziele derselben Dom Simon von Vasconcellos.

Einige Minuten später fühlte dieser sich auf harte Weise gerannt. Er achtete nicht darauf, sondern setzte seinen Weg fort.

Es war Carnavalet, welcher die Rolle eines Eifersüchtigen spielte. Als er sah, daß sein erster Versuch ohne Resultat ge-

blieben sei, begann er von Neuem, hatte aber ebenfalls keinen bessern Erfolg. Simon war zerstreut und dachte überdieß nicht, daß ihn Jemand beleidigen wollte, daher er weiter ging, ohne seine Augen zu erheben.

Nun war Carnavalet in Verzweiflung und setzte seinen rothen Absatz mit möglichstem Nachdruck auf Simons Zehen.

„Ungeschickter!" rief Vasconcellos ungeduldig aus.

„Bst!" machte Carnavalet, indem er seinen Degen berührte.

Das war eine Sprache, die man in jedem Lande verstehen konnte.

Vasconcellos antwortete nicht, sondern folgte dem Franzosen, welcher schnell durch die Menge ging, die Freitreppe hinab stieg und erst vor dem Gitterthore des Parks stehen blieb.

„Gezogen!" sagte er.

Vasconcellos zog seinen Degen aus der Scheide.

„Wahrhaftig, mein Herr!" sagte Carnavalet, als er das gewandte Benehmen seines Gegners sah, „es thut mir leid, einen so galanten Herrn tödten zu müssen, wie Ihr zu sein scheint. Allein zuvor will ich Euch sagen, warum wir hier sind. — Ich liebe Fräulein von Savoyen-Nemours."

„Das ist mir sehr gleichgiltig," antwortete Simon; „beeilen wir uns ein Wenig, denn es ist hier kalt."

„Wie!" rief Carnavalet aus, „das ist Euch gleichgiltig! — Aber Ihr liebt sie doch ebenfalls, mein Herr."

„Ich kenne sie gar nicht," antwortete Simon kalt.

„Ihr kennt Fräulein von Savoyen nicht? — Das ist eine wunderliche Sache!"

Vasconcellos stieß seinen Degen wieder in die Scheide und kehrte nach dem Palaste zurück.

Carnavalet lief ihm nach.

„Mein Herr," sagte er, „Ihr müßt wissen, daß es meine Weise nicht ist, Jemand um nichts und wieder nichts beschwerlich zu fallen. — Ueberdieß liebt sie Euch, wenn Ihr sie nicht liebt. — Ich verstehe mich darauf — und das ist einerlei! Also ausgelegt, wenn es Euch beliebt —"

Vasconcellos legte sich aus.

Bei dem dritten Ausfall stieß er seinen Degen in die Brust des Herrn von Carnavalet.

Es war nichts Geringeres, als ein solches Abenteuer, nöthig, um Vasconcellos zu veranlassen, daß er Isabella kennen zu lernen suchte, denn man wünscht doch wenigstens zu wissen, um wessen willen man sich geschlagen hat.

Ihre Blicke kreuzten sich.

Das junge Mädchen schlug sofort seine Augen nieder, um sie nicht wieder zu erheben, aber eine lebhafte Röthe überzog ihre Wangen. Sie fühlte ein Brennen in ihren Augen, wie das Kindern widerfährt, wenn sie leiden und doch nicht weinen wollen.

„Inez!" sagte dagegen Simon halblaut und fuhr mit der Hand nach seiner Brust.

Und er floh hinweg, weit weg, bis die freie Luft und die Kälte der Nacht den Schweiß von seiner Stirn zurückgetrieben hatten.

„Inez!" wiederholte er von Zeit zu Zeit unter krampfhaftem Schluchzen; „Inez!"

Sei's nun, daß zwischen den beiden Frauen eine wirkliche Aehnlichkeit stattfand, sei's, daß sein Auge überall das Bild wiederfand, welches sein Herz tyrannisirte, kurz, Isabella war ihm gleich dem Schatten der Inez von Cadaval erschienen.

Er hatte sie wieder erkannt, nicht zwar so, wie er sie während ihres Todeskampfes gesehen hatte, sondern strahlend und jugendlich, wie sie in den ersten Tagen ihrer Verbindung gewesen war. Er hatte die sanften Wogen ihrer schwarzen Haare, ihre einer Königinn würdige Stirn, den tiefen Azur ihrer großen Augen wiedergesehen.

Isabella's Blick war einem Zentnergewicht gleich auf seinem Herzen liegen geblieben. Es lag Liebe in diesem Blick; es war ein Blick von Inez gewesen.

So richtete sich in Folge einer geheimnißvollen Verwechslung zwischen ihm und der sterbenden Inez eine neue, schöne, kräftige, leidenschaftlich liebende Inez empor. Und dieses Weib, welches von der Welt Isabella von Savoyen genannt wurde, raubte ihm seine Erinnerungen. Inez flüchtete in eine weite Ferne zurück; ihr bleiches Antlitz, halb verschleiert durch die aufgelösten Haare, erschien nur noch gleich einem undeutlichen Nebelbilde; ihr Mund öffnete sich, als wollte sie ihm ein letztes Lebewohl zurufen.

Dagegen stand Isabella dicht vor ihm; sie schien über ihren Sieg entzückt zu sein und hielt dem seine Inez suchenden Vasconcellos ihr reizendes Antlitz entgegen.

Vasconcellos kämpfte mit allen seinen Kräften gegen diesen Wahnsinn an, aber sein Fieber verdoppelte sich nur. Schweiß triefte von Neuem von seiner Stirn, das Dunkel der Nacht wurde rund um ihn von einem wundersamen Lichte erleuchtet,

der eisige Wind glich ihm der glühenden Atmosphäre des Balles, und die Harmonieen der Musikchöre wurden ihm von dem Sturme wiederholt, welcher die entlaubten Zweige der Bäume schüttelte.

Er setzte sich auf einen von Reif überzogenen Rasen nieder und hörte auf, gegen den Traum anzukämpfen, der ihn belagerte.

Nun ergriff ihn ein Rausch, der mit Ermattung und Gewissensqual gepaart war. Sein Mund begegnete Isabella's Munde. Der Schatten seiner Inez verschleierte sich.

Um Mitternacht kehrte Vasconcellos in seine Wohnung zurück. Sein Traum war zu Ende; das Fieber war verflogen, aber der Eindruck geblieben. Sein Bedienter Baltazar erhielt den Befehl, Alles zur Abreise vorzubereiten.

Ehe noch der Tag graute, war Vasconcellos bereits auf dem Rückwege nach Portugal. Er war nach Frankreich gekommen, um Ruhe zu suchen, aber verließ es, nachdem er neue Foltern gefunden.

Nach seiner Abreise nahm Alles um Isabella ein düsteres und trostloses Aussehen an. Der Hof breitete vergebens seine Pracht vor ihren Augen aus. Sie sah nichts mehr. Das Lächeln war von ihren Lippen geschwunden, und wenn noch bisweilen ein flüchtiger Schein aus ihren Augen leuchtete, so geschah das nur, wenn man zufällig in ihrer Nähe den Namen Portugal ausgesprochen hatte.

Um diese Zeit wagte der Marquis von Sande, der schon ein Mal zurückgewiesen war, einen zweiten Versuch und ward abermals zurückgewiesen; aber Fräulein von Savoyen appellirte von dieser Entscheidung an die Gnade des Königs.

Sie warf sich ihm zu Füßen.

„Ihr wollt also Königinn werden?“ fragte Ludwig XIV. lächelnd.

„Sire,“ antwortete Isabella, „ich will nach Portugal gehen.“

11. Der Hof von Portugal.

Fräulein von Savoyen reiste also nach Portugal ab, wohin sie von dem triumphirenden Marquis von Sande begleitet wurde.

Als sie bei Lissabon landete, war eine zahlreiche und festlich geschmückte Menge zu ihrem Empfange am Hafen versammelt.

Der Prinz Infant, Dom Pedro, reichte ihr die Hand, als sie den Boden von Portugal betrat.

Der Infant war damals kaum aus den Jünglings-Jahren getreten. Als er die Schönheit der jungen Königinn erblickte, beneidete er das Loos seines Bruders. Sein Mund glühete, als er auf der Schwelle des königlichen Palastes Isabella's Hand küßte.

Fräulein von Savoyen bemerkte die Unruhe ihres Schwagers nicht. Ihr Blick durchforschte nur die Reihen und Gruppen der Hofleute. Sie schien ein bekanntes Gesicht im fremden Lande zu suchen; aber so weit auch ihre Augen sehen konnten, so entdeckte sie den nicht, welchen sie suchte.

Es wurden in Lissabon große Feste zum Empfange und zur Bewillkommnung der Königinn veranstaltet, aber die Köni-

ginn war sehr traurig. Als sie beschloß, nach Lissabon zu gehen, war sie einer jener gebieterischen Launen gefolgt, von denen junge Liebende beherrscht werden. Sie hatte sich noch keine Rechenschaft von ihrem Zweck gegeben; eine unbestimmte Hoffnung, Vasconcellos wieder zu sehen, hatte ihr Handeln bestimmt. Und nun sah sie sich allein. Von allen Seiten, rund um sie her, nur unbekannte Gesichter; vor ihren Ohren das Gemurmel fremder Stimmen. Keine Freundinnen mehr, um sie zu tröstrn, und als sie von einem Zagen inmitten dieses neuen Lebens sich ergriffen fühlte, da fand sie keinen Beschützer, keinen Diener in der Livree ihres Vaters, kein Vaterland mehr!

Kaum mochte sie bei der Abreise an die erstern Beweggründe ihrer Reise gedacht haben. Eine romanhafte Hoffnung hatte sie elektrisirt; Vasconcellos mußte es wohl verstehen, sich zwischen sie und ihren königlichen Bräutigam zu stellen.

Aber jetzt war diese thörichte Idee geflohen Isabella war gekommen, einen Gemahl, einen Herrn zu suchen; und als sie diesen Herrn sah, da wurde sie von demselben mit Abscheu und Grausen erfüllt.

Es war zu spät.

Die Hochzeitfeier war bereits vorbereitet; die Kathedrale war mit Blumen-Gewinden geschmückt, und die Lichter brannten auf dem Altare

Einen Augenblick dachte sie daran, sich gegen eine gehässige Nothwendigkeit zu empören. Aber sie sah sich allein und beugte das Haupt.

O! wie bedauerte sie nun alle die kräftigen Edelleute, welche sich vordem um sie drängten, nach einem Blick aus ihren Augen

schmachteten, nichts Besseres verlangten, als ihr Leben aus Liebe zu ihr darzubringen!

Ach! späterhin sollte sie noch mehr diejenigen vermissen, welche sie so kalt verschmäht hatte.

Alfons schien anfangs bezaubert. Als er Fräulein von Savoyen erblickte, brach er in einen solchen Jubel aus, daß man hätte meinen sollen, es handle sich mindestens um ein Dutzend spanischer Stiere oder einen Doggen von edelster Rasse. Er vergaß drei Tage lang seine königliche Jagd und bedrohete Castelmelhor, daß er ihn hängen lassen werde, weil derselbe mit Isabella gesprochen hatte, ohne ein Knie vor ihr zur Erde zu beugen.

Castelmelhor warf sich auf die Kniee, aber er schwor nun in seinem Herzen der jungen Königinn einen tödtlichen Haß zu.

Drei Tage später fand die Vermählungs-Feierlichkeit statt. Bleich, fast dem Tode nahe, ging Isabella mit wankenden Schritten durch das große Schiff der Kathedrale. Sie stützte sich auf den Arm des Infanten Dom Pedro. welcher ebenfalls bleich war und gleichfalls von dem Gewicht eines grausamen moralischen Leidens gebeugt schien

Als Isabella in der Mitte der Kathedrale angelangt war, stieß sie einen halblauten Angstruf aus und fühlte, daß ihre Kniee wankten Sie hatte in dem Schatten eines Pfeilers Vasconcellos' finsteres und schwermüthiges Antlitz gesehen. Sie legte die Hand auf ihr Herz, um ihre schwindende Kraft zurückzuhalten. Dann erhob sie ihren Blick von Neuem, aber Vasconcellos war verschwunden.

Nun brach Isabella's Herz. Ihr Arm stützte sich träge und schwer auf den Arm des Infanten. Als sie vor dem Altar

anlangte, beugten sich ihre Kniee mechanisch; sie sank nieder und stützte sich mit den Ellbogen auf die Stufen des Altares.

Die ganze Feierlichkeit glich ihr einem schweren und peinlichen Traume. Sie sehnte sich nach dem Erwachen, aber sie erwachte als Königinn, als die Gemahlinn eines elenden Wesens, das die Herrschaft eines Landes mit einer Hand führte, welche kaum fähig war, das Spielzeug eines Kindes zu halten.

Der Infant war auf die Seite getreten und verschlang Isabella mit seinen Augen. Er war ein edler junger Mann, dem gegenüber man es nicht an ehrsüchtigen und treulosen Rathschlägen hatte fehlen lassen, der aber jeden Gedanken an eine Rebellion stets von sich gewiesen hatte.

In diesem Augenblick war er zum ersten Male neidisch auf seinen Bruder und wünschte eine Krone, denn er dachte sich:

„Wäre ich König, so würde ich neben Isabella knieen, so wäre es meine Hand, welche ihre Hand berührte, so würde ich es sein, dem sie ihr Leben und ihre Liebe schenkte."

In der Nähe des Infanten stand ein Mann, der sich in einen weiten Mantel gehüllt hatte und ebenfalls die junge Königinn betrachtete, während er sorgsam sein Antlitz verbarg

Es war Vasconcellos, der noch ein Mal diejenige hatte sehen wollen, deren Anblick vordem die Erinnerung an Inez bei ihm zu verdrängen vermocht hatte. Er hatte Inez mit glühender und tiefer Liebe geliebt, und nur Inez war es gewesen, die er einen Augenblick in der Person der Mademoiselle von Savoyen angebetet hatte.

Jetzt fürchtete er diese doppelt, denn sie war die Königinn, und wir wissen, welche ritterliche Ergebenheit er für den König hegte; er fürchtete sie, weil er ihre Liebe errathen hatte,

und es ihm als ein Treubruch vorkam, das Herz zu erfüllen, welches seinem Könige gehörte; er fürchtete sie, weil er sich zu schwach gegen sie fühlte und sein über alles Maß biederes Herz sich bei dem Gedanken empörte, gegen das Andenken an Inez zu sündigen.

Aber die Liebe ist sehr geschickt, wenn es darauf ankommt, Bedenken zu bekämpfen. Sie verwandelt sich und erstürmt alsdann unter einem andern Namen die Festung, welche ihr von der Tugend verschlossen wurde.

Vasconcellos warf demnach jeden Gedanken an Liebe weit von sich und faßte dagegen Mitleid mit dem armen Weibe, das er seinem Schmerz erliegen sah. Er erinnerte sich, sie in dem Glanze des Glücks gesehen zu haben! Und jetzt fand er sie so unglücklich wieder!

Besser, als irgend Jemand, sah er das Loos vorher, welches die Königinn an einem Hofe erwartete, der ganz und gar nur von dem Günstlinge abhing, welcher der natürliche Feind aller Derer war, die natürliche und gesetzliche Anrechte auf die Zuneigung des Königs hatten.

Er wußte, mit welchen Beleidigungen man den Infant überhäuft hatte, dem man alle Vorrechte verweigerte, welche mit seiner Geburt verbunden waren; er errieth die Demüthigungen und die Verachtung, von welchen Isallella bedroht wurde, und von denen sie niedergedrückt werden mußte, sobald des Königs ephemere Laune vorüber war.

Beschützen und lieben ist zweierlei; Dom Simon dachte, daß er das Recht habe, seine Königinn zu beschützen, und ging dann sogar noch weiter, indem er sich zurief, daß es sogar seine heilige Pflicht sei, seine Königinn zu beschützen.

Um diese Pflicht mit seinen Bedenken zu vereinigen, beschloß er, die Nähe der Königinn zu vermeiden und nur aus der Ferne über sie zu wachen. Diese Rolle eines geheimnißvollen Beschützers war eine durchaus gefahrlose; wenn die Königinn ihn nicht mehr sah, so mußte sie ihn vergessen, und hatte irgend Einer dabei das Amt eines Dulders zu übernehmen, so war er das allein.

Ende des zweiten Bändchens.

Féval, Paul

Die Ritter vom Firmament Vom Paul Féval. Aus dem Französischen

Bd.: 2

Quedlinburg und Leipzig 1853